

Christa Pöppelmann

Kein Fall für Breschnew

Clemens Scheel Verlag

Verlag Clemens Scheel, Berlin 2002

1. Auflage

Copyright bei der Autorin

Umschlaggestaltung: Clemens Scheel

Druck: Pro Business Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

ISBN 3-9804198-2-

I.

„Einen geruhsamen Abend und eine schöne Nacht“, wünschte der Nachrichtensprecher. Kesselschmied war ganz sicher, dass er sich nicht verhöhrt hatte. Einen geruhsamen Abend und eine schöne Nacht, nicht etwa umgekehrt. Nun, er hatte nichts dagegen. Einen geruhsamen Abend hatte er bereits verbracht, und die Frau für eine schöne Nacht kam gerade zur Tür herein. Er griff zur Fernbedienung und schaltete die Glotze ab.

Draußen im Flur ließ Ann-Sofie aufatmend ihre schwere Sporttasche fallen und zerrte sich den Schal vom Hals. So ungeduldig, dass sich der Knoten nur noch fester zog. Ihre weißen Haare strahlten im Schein der Flurbeleuchtung und ihre roten Backen hätten die eines Kindes sein können, das gerade vom Schlittenfahren kam. Seltsamerweise war sie mit dem Alter immer schöner geworden. Früher, in jungen Jahren, hatte Sofie unscheinbar ausgesehen. Wie Kesselschmied auch. Damals hatten sie noch zueinander gepasst. Doch mittlerweile war seine Frau mit jeder Falte, mit jedem weißen Haar attraktiver geworden. Die Leute drehten sich auf der Straße nach ihr um und Kesselschmied fiel es stets leicht die Blicke zu lesen: ‚Wie kommt dieser biedere Opa zu so einer Frau?‘

„Na, wir war’s mit deinen Verrückten?“, fragte er.

„Heinrich, sei nicht so arrogant!“, wies sie ihn zurecht und kämpfte noch immer mit dem Schal. „Das sind lauter harmlose, normale Leute, die schwer arbeiten und sich ein bisschen entspannen wollen. – Täte dir auch ganz gut“, setzte sie noch spitz hinzu.

Vor anderthalb Jahren hatte Sofie beschlossen, ihre immer schlechter besuchten Yogakurse unter dem Namen Refinding anzubieten. Seitdem konnte sie sich kaum noch retten vor gestressten Managern beiderlei Geschlechts, die sich wieder finden wollten.

„Euer Toter ist übrigens immer noch Gesprächsthema“, erzählte sie, warf den endlich entwirrten Schal auf die Kommode und begann, sich aus ihrer kirschroten Daunenjacke zu pellen.

„Die Aktion war nicht von uns. Die war vom Rauschgiftdezernat“, korrigierte Kesselschmied knurrig. Er hasste es, für die Inkompetenzen sämtlicher Abteilungen der Berliner Kripo mitverantwortlich gemacht zu werden. Doch jeder Versuch, wenigstens seiner Frau eine korrekte Ausdrucksweise anzugewöhnen, war in den letzten

fünfunddreißig Jahren gescheitert. Die Polizei war die Polizei war die Polizei.

Ann-Sofie ignorierte ihn auch diesmal wieder. Sie ging zum Kühlschrank und nahm eine Flasche mit Orangensaft heraus. „Der Nowak und die Thiedemann haben sich richtiggehend ereifert“, berichtete sie ungerührt und füllte sich ein Glas mit Eiswürfeln. „Ich glaube, es verunsichert die Menschen schon ziemlich, wenn ein Polizist jemanden erschießt.“

„Es ist auch eine unglaubliche Blödheit, wenn ich einerseits den Schützen vom Dienst suspendiere, aber gleichzeitig der Presse erzähle, er hätte vollkommen korrekt gehandelt“, brummte Kesselschmied. Er hatte keine Lust, über die Blödhheiten des Kollegen Bruns zu debattieren. Da hatte er eben doch ganze andere Pläne gehabt...

„Glaubst du wirklich, dass es korrekt war?“, hakte seine Angetraute sofort nach.

Kesselschmied zuckte mit den Schultern. Sofie hatte inzwischen ihren Campari Orange fertig gemixt und schien in Debattierlaune zu sein. Kesselschmied war dagegen alle Lust vergangen. Etwas Unerotischeres, als über die missglückten Einsätze von Kollegen zu diskutieren, gab es nun wirklich nicht. Er ging ins Bad und griff resigniert zur Zahnbürste.

Vor einigen Wochen hatte das Rauschgiftdezernat eine Razzia in einem Nachtclub durchgeführt. Plötzlich feuerte ein ertappter Dealer wild um sich. Als Ersten hatte er einen seiner Kunden umgelegt, dann waren zwei Polizeibeamte verwundet worden, bevor ein dritter Kollege den Amokschützen erschoss. Aus einem halben Meter Entfernung. Abgeknallt, sagten die einen. Gerade rechtzeitig reagiert, meinten die anderen. Kesselschmieds Frau, kritische Linksliberale mit Ökotouch, fand den halben Meter natürlich äußerst ominös – auch wenn der Polizeipräsident gestern höchstpersönlich auf einer Pressekonferenz erklärt hatte, dass jegliche Ermittlungen gegen den Schützen eingestellt worden seien. Eindeutig Notwehr, lautete das Ergebnis der Untersuchung.

„Aus so kurzer Entfernung müsste ein erfahrener Polizist doch anders reagieren können“, fand Ann-Sofie. Kesselschmied hatte den Mund inzwischen voller Zahnpastaschaum. Aber da Schweigen Frauen meist erst recht neugierig macht, spuckte er aus und raffte sich notgedrungen zu einer Antwort auf.

„Wenn du blöd stehst“, versuchte er ihr klar zu machen, „dann hast du in so einer Situation vielleicht wirklich keine andere Wahl.“ Allerdings hatte Joachim Bruns, der Leiter des Rauschgiftdezernates, die Suspendierung von Leonid Sanders immer noch nicht aufgehoben. Und die Mehrheit der Kollegen sprach weiterhin vom Abknallen. Außerdem kursierten noch einige andere unschöne Geschichten über Sanders. Es wäre nicht sein erster Toter gewesen, hieß es, und überhaupt sei er ein eiskalter Typ ohne Skrupel. Normalerweise gab Kesselschmied nicht allzu viel auf Kollegenklatsch. Aber die Jungs vom Rauschgift waren samt und sonders harte Hunde. Wenn die so von einem Kollegen sprachen, dann gab ihm das doch zu Denken.

Er war mit dem Zähneputzen fertig, streifte den Pullunder über den Kopf und begann, sein Hemd aufzuknöpfen. Beim Umdrehen traf sein Blick Sofie. Sie lehnte im Türrahmen, hatte ihr Campariglas in der Hand und beobachtete ihn. So, als wäre sie seinen ursprünglichen Plänen für den Abend gar nicht abgeneigt.

Prompt klingelte das Telefon.

„Oh, nein! Bitte nicht!“, entfuhr es Kesselschmied unwillkürlich.

„Vielleicht ist es Bernie, der vergessen hat, dass seine Eltern alte Leute sind, die um diese Zeit schon schlafen“, schlug seine Frau vor.

Kesselschmied schüttelte den Kopf. Es gab Instinkte, die man sich im Laufe der Jahre zugelegt hatte, und meistens trogen sie nicht. Auch Sofie sah nicht aus, als würde sie an ihre Vermutung wirklich glauben. So wie er meistens wusste, wenn Arbeit drohte, so konnte sie die Lebenszeichen ihres Sohnes mit verblüffender Präzision vorhersagen.

Kesselschmied griff zum Hörer und meldete sich mit einem flapsigen „Hallo, hier bei Kommissars!“ Der Ärger war seiner Stimme deutlich anzumerken, und im Garderobenspiegel konnte er das enttäuschte Gesicht seiner Frau sehen.

Natürlich war es Arbeit. Die Einsatzleitung teilte ihm mit, dass mehrere Taucher gerade nach einer Leiche suchten, die laut Zeugenaussage vor einer halben Stunde in den Teltowkanal geworfen worden war.

„Ja, ich komme sofort“, versprach er ergeben.

Kesselschmieds Wagen stand direkt vor der Haustür. Unwillkürlich formulierte er ein kurzes Stoßgebet, die Parklücke möge noch frei sein, wenn er zurückkam. Berlin-Friedenau war ein schöner Stadtteil zum Wohnen, aber leider in einer Zeit gebaut, wo es noch nicht auf Autos angekommen war. Nachteinsätze gehörten für Kesselschmied zum Job. Aber wenn er danach noch ewig einen Parkplatz suchen musste, nur um ihn wenige Stunden später sowieso wieder zu räumen, dann fragte er sich, warum er nicht Busfahrer oder Elektroinstallateur geworden war. Natürlich hatte er auch schon überlegt, sich wenigstens einen kleineren Wagen zuzulegen. Doch er liebte seinen dicken, knallroten Volvo. Sohn Bernie spottete, er würde mit diesem Auto auf Studienrat mit 68er Vergangenheit machen. Dabei wusste der Sprössling natürlich genau, dass sein Vater 1968 ein strebsamer, junger Beamter gewesen war, der eine Frau und das erste Kind zu ernähren hatte. Aber kein Spott und keine Parkplatznot würden Kesselschmied je dazu bringen, einen dieser lächerlich halbierten Cityflitzer zu fahren, die längs genauso gut in eine Parklücke passten wie quer. Ihm fiel dazu nur ein Kommentar ein: „Wie hätten Sie Ihr Auto gern? Am Stück oder in Scheiben?“

Der Ort, wo die Leiche ins Wasser geworfen worden sein sollte, lag abseits der Hauptverkehrsrouten. Kesselschmied überquerte zweimal den Kanal und sah dabei die Scheinwerfer des Suchbootes unten auf dem dunklen Wasser. Die Straße „Am Eichgarten“ lag verlassen da. Links parkten Autos dicht an dicht vor einem Grüngürtel. Rechts befand sich eine ältere Wohnanlage etwas zurückgesetzt von der Straße. Ungefähr hundert oder zweihundert Meter vor sich, nahm Kesselschmied das grelle Licht von Scheinwerfern wahr. Er parkte sein Auto auf der bebauten Straßenseite im Halteverbot und ging zu Fuß weiter. Nicht dass er noch wertvolle Spuren vernichtete.

Eine schmächtige, kleine Gestalt im Original-Colombo-Trenchcoat kam ihm entgegen. Kriminalhauptkommissar Christian Kubicki, zuständig für die Verbrechensbekämpfung in der Polizeidirektion Südwest. Kesselschmied kannte ihn von früheren Einsätzen. Allerdings nicht sehr gut. Kubicki wurde erst nach dem fünften Bier auskunftsfreudig. Da war Kesselschmied aber schon jenseits der Grenze, wo ihn das Gequatsche anderer Leute noch interessierte.

Außerdem zog er die angeheiterte Stimmung nach ein paar Gläsern gutem Wein unbedingt einem Vollrausch mit Bier vor.

„N'Abend, Kolleje“, mummelte Kubicki unter seinem Walrossschnauzbart vor. „Frisch, wat?“

Kesselschmied nickte. „Was gibt's?“, kam er dann zur Sache.

„Hat wohl eener 'ne Leiche innen Kanal entsorcht“, erklärte ihm Kubicki lakonisch, während sie nebeneinander zum Tatort gingen.

„Aber gefunden hat man die noch nicht?“, erkundigte sich Kesselschmied ahnungsvoll.

„De Kollejen ham ooch nur zwee Arme un Beene“, gab Kubicki zurück.

Kesselschmied fragte nach dem Zeugen.

„Ham die Dösköpfe vonne Streife loofen lassen“, teilte ihm sein Kollege mit.

„Na, toll“, entfuhr es Kesselschmied unwillkürlich und ziemlich aufgebracht.

„Jetzt rejen se sich doch nich gleech uff, Meesta“, versuchte ihn der gut zehn Jahre jüngere Kubicki mit geradezu väterlicher Gelassenheit zu besänftigen. „Sehn se ma, dit is de junge Mann, wo ihnen allet erklärn wird.“ Er packte einen verstört wirkenden Streifenbeamten am Arm und schob ihn vor Kesselschmied. „Dit is'n Kolleje vom LKA. Dem erzähln se ma schön!“, forderte er auf.

Eigentlich hätte Kesselschmied gerne erst Kubicki selber ein paar Fragen gestellt. Doch der flüchtete klugerweise Richtung Streifenwagen. Also reichte Kesselschmied ergeben dem jungen Beamten die Hand. „Schönen, guten Abend! Heinrich Kesselschmied“, stellte er sich vor. „Mordkommission.“

Sein Gegenüber wischte sich erst einmal die Hand an der Uniformhose ab, bevor er zugriff. „Bei mir ohne Kessel“, sagte er dann. „Schmied. Robert Schmied.“ Er lachte, als sei er selber nicht sicher, ob der Scherz gelungen war.

„Na, dann schießen Sie mal los!“, forderte Kesselschmied ihn auf, und ärgerte sich gleich wieder, dass er die dumme Phrase nach 38 Jahren bei der Polizei immer noch nicht lassen konnte. „Was gibt's?“

„Äh, ja, also wir – mein Kollege Uwe Krause und ich – wir erhielten um elf Uhr dreizehn einen Anruf aus der Zentrale“, begann Schmied umständlich zu erzählen. „Um elf Uhr vierundzwanzig trafen wir hier Am Eichgarten ein. Der Zeuge wartete, wie angekün-

dig, dort drüben vor der Gärtnerei. Ein Obdachloser. Er nannte sich Charlie.“

„Aber sie haben ihn nicht festhalten können?“, vergewisserte sich Kesselschmied.

„Er hat sich leider aus dem Staub gemacht“, bekannte der junge Polizist. Er sah sehr schuldbewusst aus. „Wir haben natürlich... Es bestand ja die Möglichkeit... Also, ob die Leiche, ich meine, ob der Körper vielleicht noch zu bergen wäre... Vielleicht war der Tote, also das Opfer, vielleicht war es ja noch gar nicht tot.“ Er sah aus, als müsste er sich auch für den Rettungsversuch schämen.

„Aber da war nichts mehr zu machen?“, versuchte Kesselschmied, ihm weiterzuhelfen.

„Äh, nein“, stammelte sein Gesprächspartner. Neu und vom Land, schätzte Kesselschmied. Wahrscheinlich sein erster potentieller Mordfall. „Wir haben... Also von der Leiche war nichts zu sehen. Wir haben das natürlich sofort der Wasserschutzpolizei gemeldet. Aber die war bereits unterwegs.“

„Sie haben also nichts gesehen und auch keine näheren Informationen von diesem angeblichen Zeugen?“, erkundigte sich Kesselschmied vorsichtig. Ihm kam so langsam die Ahnung, dass er vielleicht ganz umsonst hier draußen in der kalten Novembernacht stand. Anstatt im warmen Bett zu liegen – mit Sofie. Wer wusste, was dieser vermutlich betrunkene Obdachlose wirklich gesehen hatte!

„Nein, nein“, versicherte ihm Robert Schmied aber eifrig. „Der Zeuge, also der hat wirklich... Er hat ganz präzise Angaben gemacht. Personenbeschreibungen und so weiter.“

„Ich dachte, Sie haben sich zuerst um die Bergung bemüht, und dann war der Mann verschwunden?“, hakte Kesselschmied nach.

„Ja, genau“, versicherte Schmied wieder. „Wir sind natürlich gleich zum Ufer runter, aber vorsichtig, um die Spur nicht zu zerstören...“

„Gibt es denn was?“, erkundigte sich Kesselschmied.

„Ja, ja, eine sehr deutliche Schleifspur den Hang hinunter“, erklärte ihm Schmied und wies zu der bewaldeten Böschung, die hinter den parkenden Autos zum Kanal hin abfiel.

Wirklich kein schlechter Ort, um eine Leiche loszuwerden, fand Kesselschmied. Die Täter hatten mit dem Auto soweit ans Grün heranfahren können, dass der Kofferraum schon von den herab-

hängenden Ästen verborgen wurde. Sogar zufällig vorbeikommende Passanten hätten nicht bemerkt, was hier vorging. An der Uferseite stand nur eine Gärtnerei, die dunkel und verlassen da lag. Gegenüber war es fast genauso einsam. Da gab es ein Jugendheim, das zumindest an diesem Abend geschlossen schien. Daneben begann der Steglitzer Stadtpark. Die Wohnblocks, an denen Kesselschmied vorbei gekommen war, lagen zu weit entfernt, als dass man im Dunklen etwas hätte beobachten können. Ob der Täter diesen Ort bewusst angesteuert hatte?

„Was hat der Zeuge denn nun erzählt?“, forderte Kesselschmied den jungen Schmied erneut zum Reden auf. Menschen mit schlechtem Gewissen konnten wirklich sehr anstrengend sein! Doch auf diese Frage erhellte sich das Gesicht des unglücklichen Streifenbeamten schlagartig.

„Er hat eine sehr exakte Täterbeschreibung gegeben“, erklärte er freudig. „Also, der eine war sehr groß. Um die 1,90. Österreichischer Tonfall, schulterlange Haare, eher dünn, aber breite Schultern, dunkle Kleidung, helle Turnschuhe, längerer Bart“, ratterte Schmied eifrig herunter, als wäre die Beobachtungsgabe des Obdachlosen sein Verdienst. „Der andere war ein Ausländer – äh, also fremdsprachiges Ausland“, korrigierte er sich verlegen. „Wohl Osteuropa. Eher klein, sehr dunkle Haare, glattrasiert, ebenfalls dunkle Kleidung.“

„Und das alles hat er Ihnen erzählt, bevor Sie da runter gestiegen sind?“, wollte Kesselschmied ungläubig wissen.

Schmied nickte und begann schon wieder, schuld bewusst auszu sehen. „Der Mann war sehr aufgeregt. Er hat uns regelrecht überfallen mit seinen Informationen, kaum dass wir aus dem Wagen waren. Aber wie wir dann den Hang runter sind, ist er oben geblieben. Und als wir wieder hoch kamen, war er weg. Mein Kollege ist ihm nach...“ Schmied verstummte wieder. Kesselschmied vermutete, dass der abwesende Uwe Krause noch immer im Steglitzer Stadtpark nach dem verschwundenen Charlie suchte.

„Hat der Zeuge auch das Auto beschrieben?“, erkundigte er sich bei Schmied.

Der schüttelte den Kopf. „Er hat unten am Ufer auf dem alten Treidelpfad gesessen und was getrunken, als die Männer mit der Leiche gekommen sind, hat er uns erzählt.“

„Hat er gesagt, ob er dort öfters säuft?“, forschte Kesselschmied nach. „Irgendwelche Hinweise, wo er sich gewöhnlich aufhält?“

„Unta da nächsten Brücke links, wa?“, mischte sich plötzlich wieder Kubicki mit einem meckernden Auflachen ein. „Oda Stadtpaak, dritte Bank hintam Springbrunnen.“

Robert Schmied wirkte peinlich berührt ob solchen Spottes. „Leider nein“, teilte er Kesselschmied mit einer Frostigkeit in der Stimme mit, die wohl Kubicki galt.

„Haben die Täter unseren Zeugen gesehen?“, fragte Kesselschmied.

„Wohl nicht“, entgegnete Schmied.

„Aber er war nahe genug dran, eine Leiche zu erkennen?“

„Der Körper war in ein weißes Laken...“

„Was?“, schrie Kesselschmied unbeherrscht los. „Deswegen holt ihr mich aus dem Bett?“ Da stand er hier rum, fror wie ein Schneider, trauerte einem Abend mit Sofie nach und am Ende hatte nur jemand ein bisschen Sperrmüll entsorgt. Wer zum Teufel hatte diesem Schmied bloß die romantische Vorstellung eingepflegt, nur Leichen würden in weiße Tücher gewickelt? Wahrscheinlich war's eine Bauplane gewesen!

Robert Schmied zuckte auf den Anschauzer hin zusammen und ließ den Kopf hängen. Kesselschmied wandte seinen strafenden Blick Kubicki zu. Die Entscheidung, das LKA einzuschalten, war Sache des diensthabenden Bezirkskriminalbeamten.

Kubicki aber hob nur die Schultern. „Hab's ooch erst jehört, wie ick hier wa“, grummelte er emotionslos. „Vonne Zentrale hamse Leiche jesagt. Also denk ick mir, dat is ne Sache für euch. Ihr LKA-Fritzen könnt doch ja nich früh jenuch vor Ort seen.“

Kesselschmied dachte an die vielen Fälle, wo er sich gewünscht hatte, die Bezirksbeamten hätten das LKA früher eingeschaltet, und verkiff sich eine Antwort.

„Da is wat dran. Hab ick im Urin“, schob Kubicki nach.

Kesselschmied hatte wenig Vertrauen in den Urin seines Kollegen. Aber da er jetzt sowieso schon in der Kälte stand, konnten sie die Debatte auch verschieben, bis die Wasserschutzpolizei das weiße Bündel gefunden hatte. Wie lange das wohl dauern würde? Er hatte keine Ahnung. Seine letzte Wasserleiche lag ziemlich lange zurück.

„Haben Sie die Spurensicherung schon angerufen?“, fragte er Kubicki.

Der schüttelte den Kopf. „Wart’n wa ma ab, wat de Kollegen außem Wasser ziehn“, erwiderte er.

Irgendwann tauchte auch der zweite Streifenpolizist, Uwe Krause, auf. Er hatte den ganzen Stadtpark abgesucht, den verschwundenen Obdachlosen aber nicht gefunden. Krause schien der misslungene Einsatz nicht aufs Gewissen geschlagen zu haben. Stattdessen schimpfte er. „Der hat uns doch verarscht, der Scheißpenner.“ Kesselschmied dachte wehmutsvoll an Sofie und fror.

Als der Funkruf kam, spürte der Kommissar seine Gliedmassen kaum mehr. „Sie haben die Leiche gefunden“, teilte Robert Schmied den Wartenden glückstrahlend mit, nachdem er sein Funkgerät abgeschaltet hatte.

„Sach ick ja“, stellte Kubicki knurrend vor Genugtuung fest und forderte Kesselschmied auf: „Dann schieben se ma los, Chef! Ick halt hier die Stellung, bis der Spürtrupp eintrifft. Soll keener sagen, dat ick mir drücken will!“

Die Wasserschutzpolizei hatte den Toten einen guten Kilometer kanalabwärts an einer Baustelle unter dem Kramersteg an Land geholt. Kesselschmied hatte keine Ahnung, was dort eigentlich gebaut wurde. Jedenfalls war schon seit mehr als einem Jahr der halbe Kanal mit Spundwänden abgeteilt und aufgeschüttet. Der Kommissar stellte seinen Wagen ab und stieg vorsichtig die Auffahrtsrampe hinunter, die von den Ketten der Baufahrzeuge aufgewühlt war. Irgendwie wirkte die Nacht an diesem unwirtlichen Ort noch kälter und feuchter. Neben einen großen blauen Bagger standen ein Kleinbus der Polizei und ein Feuerwehrfahrzeug. Die Taucher waren scheinbar gerade mit dem Umziehen fertig. Sie hängten die nassen Neoprenanzüge über die offene Seitentür ihres Einsatzwagens. Ein älterer Mann, der nicht aussah, als wäre er mit im Wasser gewesen, nahm das Tauchgerät auseinander und verpackte es wieder. Ein Uniformierter reichte heißen Tee zum Aufwärmen herum. Auch ein Flachmann machte die Runde. Die Stimmung war außerordentlich gelöst. „Nur gut, dass wir diesmal nicht noch irgendwelche andere Scheiße gefunden haben“, meinte einer. „Wisst ihr noch letztes Jahr? Wie Bonni, dieser Idiot, den Arm raufgeholt hat und wir die ganze Nacht den Rest suchen durften? Und dabei sollten wir nur’n Fass finden, dass von’em Schlepper gekippt ist.“ Die anderen lachten.

„N' Abend“, mischte sich Kesselschmied ein. „Heinrich Kesselschmied, Mordkommission.“

„N' Abend“, echoten die Taucher. Der Mann mit der Thermosflasche schenkte nach.

„Wo ist er denn, der Tote?“, insistierte Kesselschmied, nachdem keiner Anstalten machte, ihm das von sich aus zu verraten.

„Da drüben“, erwiderte der mit der Thermosflasche und machte eine Kopfbewegung nach hinten. Kesselschmied musste zwei, drei Schritte in die Dunkelheit hinein gehen, bevor er die Bahre auf dem nassen Schotter stehen sah. ‚Die behandeln einen Menschen auch nicht anders als ein Fass‘, dachte er ärgerlich über den respektlosen Umgang mit dem Toten. Aber eigentlich fand er an jeder Leiche etwas, was ihn ärgerte. Ein Reflex, um mit der Realität des Todes umzugehen. Ganz klar! Er wusste schließlich auch, dass es anstrengend und nervenaufreibend war, in völliger Dunkelheit nach einem menschlichen Körper zu tauchen.

Hinter Kesselschmied knirschte der Kies. Zwei Männer kamen heran. Einer mit einer Taschenlampe in der Hand, der andere trug eine orange Weste über einer weißen Arztjacke.

„Killian, Wasserschutzpolizei“, stellte sich der mit der Lampe vor. „Ich hatte die Einsatzleitung.“ Er ließ den Lichtkegel über den toten Körper gleiten.

Ein Mann. Etwa fünfundfünfzig Jahre alt, schätzte Kesselschmied. Ein massiges, recht grobes Gesicht, dunkle, kurze Haare. Die Augen, die blicklos ins Leere starrten, dagegen hell. Die Farbe konnte Kesselschmied nicht sicher erkennen. Der Körper war wie eine Mumie in ein altmodisches, weißes Bettlaken gehüllt. Verschnürt mit gewöhnlicher, dünner Paketschnur.

„Ihr habt ihn ja recht schnell gefunden“, meinte Kesselschmied in Richtung Einsatzleiter.

„Wenn wir immer so exakte Vorgaben bekämen“, erwiderte der. „Zeit, Ort, Größe, Gewicht des Gegenstandes. Die Jungs haben ihn genau dort gefunden, wo er nach unseren Berechnungen sein musste.“

„Wir haben so wenig wie möglich angerührt“, mischte sich der Unfallarzt ein. „Ich denke, da sollte doch besser der Gerichtsmediziner...“

Kesselschmied nickte.

Wenige Augenblicke später traf erst einmal die Spurensicherung ein, angekündigt durch die gut gelaunte Stimme von Gisela Apel. Einen Moment später wurde ihre massige Zweizentnergestalt im Dunkel sichtbar. In ihrem Windschatten folgten drei junge, sportliche Assistenten in weißen Schutzanzügen.

„N' Abend, Rick“, trompetete Gisela energiegeladen, als hätte sie den ganzen Abend nur auf diesen Nachteinsatz gewartet. Und mit einem Blick auf den Toten: „Ma' jut, dat wir zwee beede den nich ham rausholen müssen, wa?“

Kesselschmied lachte. Wenn Gisela persönlich vor Ort war, dann fing ein Fall gut an. Die Leiterin der Spurensicherung war ihr beträchtliches Gewicht in Gold wert. Routiniert begannen sie und ihre Jungs das weiße Bündel zu fotografieren und auf eventuelle Gewebespuren zu untersuchen. Dann erst legten sie die Leiche vorsichtig frei. Killian und der Unfallarzt sahen interessiert zu und selbst die Taucher kamen mit ihren dampfenden Teetassen herüber.

Schließlich lag der Tote splitternackt auf dem weißen Tuch. In der Kälte der Nacht fand Kesselschmied diesen Anblick besonders unpassend. Die stämmige Gestalt des Mannes war in guter Verfassung. Wahrscheinlich hatte er im Fitnessstudio etwas gegen seinen Bauchansatz getan. In der dichten Körperbehaarung hingen Wassertropfen. Verletzungen konnte Kesselschmied auf den ersten Blick keine erkennen.

Inzwischen war auch Karl Hallmann eingetroffen, Gerichtsmediziner der Freien Universität. Langsam suchte er mit einer Taschenlampe den Körper des Toten ab. Hallmann war ein Routinier. Er ging mit Leichen emotionsloser um als ein Schöneberger Obsthändler mit seinen Wassermelonen. Er machte nicht einmal mehr Witze über sie.

Über der rechten Hand des Toten stoppte sein Lichtkegel plötzlich. Ein blasser Streifen am vierten Finger zeigte, dass hier vor kurzem noch ein Ehering gesessen hatte. Offensichtlich versuchte jemand, die Identität des Opfers zu vertuschen.

Unter den Fingernägeln waren dunkle Ränder zu sehen.

„Könnte Blut sein“, meinte Hallmann. Einer von Giselas Jungs schnitt dem Toten vorsichtig die Nägel und kratzte dann die dunkle Masse hervor. Nur die drei mittleren Finger an der linken Hand hatten diese Ränder, stellte Kesselschmied fest. Die Nägel an Daumen und Kleinem Finger dagegen waren sauber gepflegt.

Hallmanns Lampe wanderte weiter zum Hals der toten Mannes. Kesselschmied entdeckte jetzt deutliche, dunkle Male um die Kehle, die er vorher im Schatten des massigen Kiefers nicht gesehen hatte. Langsam – mit Rücksicht auf seinen Ischias – ließ sich Hallmann neben der Bahre in die Hocke und drehte vorsichtig den Kopf des Toten.

„Ist etwas zu erkennen?“, erkundigte sich Kesselschmied.

„Erwürgt“, gab Hallmann zurück. „Die Daumen auf dem Kehlkopf sind deutlich.“

Jemand pfiß unwillkürlich – entweder ein Taucher oder einer von Giselas Jungs. Auch Kesselschmied schauderte. Der Tote war vielleicht einsfüfundachtzig groß und wohl etwas über zwei Zentner schwer. So einen erwürgte man nicht so leicht mit bloßen Händen.

„Wie lange ist er schon tot?“, fragte der Kommissar.

Hallmann zuckte mit den Schultern. „Lang kann er ja nicht im Wasser gelegen haben“, gab er zurück. „Hat grad mal zum Nasswerden gelangt.“

„Laut Zeugenaussage ist er kurz nach elf reingeworfen worden“, erklärte ihm Kesselschmied.

„Viel länger ist er auch noch nicht tot“, gab der Arzt zurück.

Gisela hatte unterdessen das Bettuch inspiziert. „Janz normalet weebet Leentuch“, sagte sie. „Keen Monojramm, nüscht.“ Sie lachte. „Wo inzwischen sogä meene Oma nur noch Spannbettücha hat.“ Kesselschmied kannte Giselas Oma. Sie war 94 und stolz darauf, in ihrem Leben nie etwas anderes als SPD gewählt zu haben. „Und die Schnur is ooch ziemlich dünne“, fand Gisela. „Also icke, wenn ick dat jeplant hätt, ick hätt ma wat Stabileret jesucht.“

Kesselschmied nickte und sah auf die Leiche hinunter. Er fand das Gesicht des Toten unsympathisch. Kantig, verbissen, irgendwie primitiv. Leicht vorstellbar, dass dieser Mann aggressiv gewesen war, schnell zu einer Schlägerei bereit. Kesselschmied stellte sich immer solche Sachen vor. Die Ermordung eines unangenehmen Menschen war in jeder Hinsicht leichter zu ertragen.

Nachdem die Leiche vorsichtig in den Zinksarg gehoben worden war, fuhr Kesselschmied mit Gisela und ihrem Team zurück an den Eichgarten. Einsam und frierend wartete dort noch immer Christian Kubicki.

„Mensch, Meesta, habt euch aba Zeit jelassen“, stöhnte er. Es klang nicht vorwurfsvoll, sondern genauso emotionslos wie alles, was Kubicki heute schon von sich gegeben hatte.

Kesselschmied versuchte sich zu entschuldigen, aber sein Kollege hörte gar nicht richtig zu. „Isses nu Mord?“, wollte er wissen. Als Kesselschmied ihm von den Würgemalen berichtete, stieß Kubicki befriedigt heraus: „Wusst ick doch. Wat für's LKA.“

Gisela hatte ihre Jungs unterdessen die Uferböschung hinunter geschickt. Sie selber trug natürlich weder alberne, weiße Anzüge, noch turnte sie im Gelände herum. Wozu verfügte sie schließlich über einen Stab junger, bemerkenswert gut gedrillter Mitarbeiter? Wie eine Generalin befehligte sie den Einsatz aus sicherer Entfernung.

Kesselschmied griff zum Handy, riss seinen Kollegen Guido Gheorge aus dem Schlaf und teilte ihm mit, dass ab sofort seine Kommission Bereitschaftsdienst hatte.

„Meinen Fall haben sie gerade aus dem Teltowkanal gezogen“, erklärte er. „Mit der bloßen Hand erwürgt und kein Hinweis auf die Identität:“

„Beileid“, knurrte Gheorge verschlafen. „Wie willstest du das denn mit deinen zwei Figuren lösen?“

„Gute Frage“, gab Kesselschmied zurück. Er war Leidtragender der letzten Umstrukturierung im Morddezernat. Sybille Wächter, die Leiterin, hatte wieder einmal ihrem Image gerecht werden wollen, dynamisch und innovativ zu sein. Also hatte sie die einzelnen Mordkommissionen verkleinert, dafür aber eine neue Gruppe von Spezialisten geschaffen, die je nach Fall hinzugezogen werden sollten. Kesselschmied hatte diese Reform zwei seiner sechs Mitarbeiter und die eigene Schreibkraft gekostet. Außerdem war eine dritte Kollegin schwanger geworden und einen vierten hatte die Freundin zurück nach Cottbus gelockt. Also stand er momentan mit zwei letzten Mohikanern da, von denen einer erst im letzten Jahr die Polizeischule verlassen hatte. Kesselschmied drängte regelmäßig bei seiner Chefin auf Abhilfe und genauso regelmäßig wies sie ihn auf die neu gebildete Spezialistengruppe hin. Kesselschmied fand, dass er nicht die Zeit hatte, auch noch Leute von außerhalb einzuarbeiten. Seine Chefin fand, dass es ihm an Flexibilität und Führungskraft fehle.

„Im Moment bin ich sogar mit Jasmin alleine“, verriet Kesselschmied Gheorge. „Mirko Behringer ist krankgeschrieben.“

Sein Kollege lachte auf. „ Na, dann gute Nacht!“, erwiderte er.
„Noch keene Verstärkung in Sicht?“, erkundigte sich auch Gisela teilnahmsvoll.

„Die Wächterin muss sich was einfallen lassen“, gab Kesselschmied zurück. „Ich kann den Fall nicht mit Jasmin alleine lösen.“

„Und deen Mirko? Der soll sich ma nicht so haben.“

Kesselschmied schüttelte den Kopf. „Den will ich nicht im Büro. 40 Grad Fieber und dauernd die spannende Frage, ob der Durchfall oder die Kotzerei schneller ist.“

Gisela gab einen Laut des Mitgefühls von sich und zog sich fröstelnd ihre zeltförmige Jacke enger um den Leib. Zwei ihrer Assistenten turnten an der Böschung herum und zupften mit einer Pinzette Wollfuseln und Haare aus dem Unterholz. Der dritte war unter einen dunklen Golf gekrochen, der inzwischen dort stand, wo vorher vermutlich die Mörder geparkt hatten.

Kesselschmied entschloss sich, noch einmal eine Runde durch den Steglitzer Stadtpark zu drehen. Vielleicht war der geflohene Zeuge ja wieder aufgetaucht. Doch er stieß nur auf einen missgelaunten Jogginghosenträger, dessen Hund seit zwei Stunden nicht kacken wollte. Der Mann hatte weder einen Obdachlosen gesehen, noch auf parkende Autos geachtet.

Eigentlich war es auch viel zu kalt, um heute Nacht draußen zu schlafen, fand Kesselschmied.

Als er zurückkam, teilte ihm Gisela erste Ergebnisse mit:

„Allet nich jerade uffreijend. Fuseln von schwaaze Klamott'n, Schuhjröße 44, 45 so watt, und'n paa Haare, schon nen bißken grau. Wenn de Jlück hast, is den ihr Jenetischer im Compjuter.“

„Schön wär's“, seufzte Kesselschmied.

Unbekannter Toter, unbekannter Täter, entfloher Zeuge, unklares Motiv, wage Spuren... An so was hatten früher sieben oder acht Leute gearbeitet und auch genug zu tun gehabt.

Am besten Sybille Wächter würde noch eine zweite Mordkommission hinzuziehen, überlegte er. Er fand das nicht übertrieben. Selbst wenn dem Kollegen nach der Reform noch vier oder fünf Mitarbeiter geblieben waren, würden sie zusammen nicht mehr als früher sein. Hoffentlich war wenigstens sein Parkplatz noch frei, damit er morgen mit halbwegs klarem Kopf im Büro auftauchte.

II.

Kesselschmied begann den nächsten Tag mit einem Anruf bei Jasmin Kunkel, seiner einzigen derzeit einsatzbereiten Mitarbeiterin. Es war zwanzig vor sechs und Jasmins Laune entsprach der Uhrzeit. Er schilderte ihr kurz den Sachverhalt und legte dann schnell wieder auf.

Inzwischen arbeitete er seit drei Jahren mit ihr zusammen. „Sie sind doch ein Kavalier alter Schule und haben keine Vorbehalte gegen Frauen in klassischen Männerdomänen“, hatte Sybille Wächter, die Leiterin des Morddezernates, mit falschem Lächeln geflütet, als sie ihm diese neue Mitarbeiterin bescherte. Jasmin war der Ruf vorausgeeilt, sie sei ein extrem arrogantes Modepüppchen.

Als Kesselschmied gut dreißig Minuten nach seinem Anruf ins Büro kam, war seine Mitarbeiterin offensichtlich schon seit einer Weile da. Sie saß an ihrem Schreibtisch, trank Kaffee, las Zeitung und sah aus, als hätte sie mindestens zwei Stunden im Badezimmer verbracht. Kesselschmied hatte keinen Zweifel, dass sie zu den Frauen gehörte, die zu jeder Verabredung grundsätzlich zu spät kamen, weil sie Ewigkeiten vor dem Spiegel standen. Aber an ihrer Pünktlichkeit im Dienst gab es nichts auszusetzen.

„Morgen, Chef“, begrüßte sie ihn und stand auf, um ihm einen Kaffee einzuschicken. „Ich denke, Sie brauchen auch eine Stärkung, oder?“

„Danke“, stöhnte er. „Sie sind zu gut zu mir.“ Normalerweise bediente ihn Jasmin nur, wenn Sybille Wächter im Zimmer war. Denn für die Leiterin des Morddezernates waren solche Aufmerksamkeiten ein Verrat an der weiblichen Emanzipation. Sie selber hatte sich redliche, aber vergebliche Mühe gegeben, einen Vorzimmerherrn zu finden. Unter ihren Augen mutierte Jasmin regelmäßig mit provokantem Lächeln zu Kesselschmieds perfekter Chefsekretärin. „Nun ja, Frauen aus Ostdeutschland sind eben handsamer“, pflegte Sybille Wächter solche Auftritte mit säuerlicher Miene zu kommentieren.

Ihr Plan, Kesselschmied mit Jasmin zu ärgern, war entschieden fehlgeschlagen. Nachdem der Kommissar herausgefunden hatte, dass Frauen auch dann scharf nachdenken konnten, wenn sie scheinbar nur mit ihren Fingernägeln beschäftigt waren, hatte er eine Mitarbeiterin vorn geradezu überwältigender Loyalität gewon-

nen. All ihre bösen Gefühle und ihre Arroganz ließ Jasmin dafür mit Wonne der gemeinsamen Chefin zukommen.

Im Grunde, so fand Kesselschmied, waren sich Jasmin Kunkel und Sybille Wächter gar nicht so unähnlich. Beide ehrgeizig, kühl und kompetent. Aber Jasmin war nicht nur 15 Jahre jünger, sondern auch wesentlich attraktiver und geschickter. Sybille Wächter benutzte die Brechstange, um sich durchzusetzen. Jasmin hatte das nicht nötig. Wenn sie es tat, dann nur, um zu beweisen, dass sie es konnte.

Kesselschmied rührte reichlich Milch und Zucker in seinen Kaffee und begann dann, seine Mitarbeiterin über die Vorfälle der letzten Nacht aufzuklären.

„Na, toll“, kommentierte die süffisant. „Und die Geschichte sollen wir beide jetzt alleine lösen? Das ist ja wie im Fernsehen.“

„Ich werde unsere Dienststellenleiterin energisch um Hilfe anfragen“, versprach Kesselschmied. „Aber solange können wir nicht warten.“

„Ich würde vorschlagen, wir beginnen mit einem Besuch bei der nächsten Currywurst-Bude“, spottete Jasmin mit unverändertem Sarkasmus. „Außerdem sollten wir nur gemeinsam losziehen, damit’s mehr Spaß macht. Sind Sie Schimanski und ich Tanner, oder umgekehrt? Oder wollen wir lieber Kain und Ehrlicher spielen?“

„Fahren Sie ins Labor, und kriegen Sie raus, wie weit die dort inzwischensind“, ordnete Kesselschmied an, ohne auf den Spott einzugehen. „Lassen Sie sich ein Foto des Toten geben und suchen Sie damit die Karteien durch. Ich fahre nach Dahlem und schaue, was die Obduktion ergeben hat.“

„Und wie sollen wir die Zeugenbefragung schaffen? Bis wir alle Anwohner durch sind, ist Weihnachten.“

„Ich organisiere Verstärkung“, versprach Kesselschmied noch einmal. Jasmin sah mehr als skeptisch aus.

In der schmucken Dahlemer Villa, in der das gerichtsmedizinische Institut der Freien Universität Berlin untergebracht war, traf Kesselschmied auf Karl Hallmann. Auch der war am Kaffeetrinken.

„Na, seid ihr schon fertig mit ihm?“, erkundigte sich Kesselschmied erfreut. Aber Hallmann lud ihn mit einer stummen Hand-

bewegung zum Setzen ein. Dann bekam der Kommissar seinen dritten Kaffee an diesem Morgen eingeschenkt.

„Ötzi hat ihn noch in der Mache“, erklärte Hallmann nüchtern. „Kann aber nicht mehr lange dauern.“

Kesselschmied unterdrückte ein Seufzen. Karl Hallmann hatte keine Probleme damit, dass ihm neugierige Polizisten bei der Obduktion über die Schultern schauten und mit dringenden Fragen löchereten. Aber sein Ischias ließ ihm das lange Stehen inzwischen zur Qual werden. Also schob er diese Arbeit zunehmend seinem jüngeren Kollegen Ali Özgul zu. Doch der korrekte Türke, der seinen Spitznamen gar nicht liebte, würde Kesselschmied warten lassen, bis die Untersuchung der Leiche ordnungsgemäß beendet war. Leider hatte der Kommissar im Moment nicht das Gefühl, sich den vorgeschriebenen Dienstweg leisten zu können. Das Warten machte ihn über Gebühr nervös. Aber vielleicht lag das ja auch nur an einer Überdosis Koffein vor sieben Uhr morgens.

Als sich Kesselschmied gerade so richtig schlecht fühlte, weil er gemütlich Kaffee trank, während tausend wichtige Dinge warteten, tauchte Ali Özgul auf.

„Guten Morgen, Herr Kommissar“, grüßte er. „Können wir uns dann die Bilder ansehen?“ Er klang, als wäre dieser Termin ihm und nicht Kesselschmied ein dringendes Anliegen. Doch trotz seiner peniblen Art war Hallmanns Adlatus genauso klar und präzise wie sein Lehrmeister, wenn es um Fakten ging.

„Wir haben Wasser in der Lunge gefunden“, erklärte Özgul ohne Umschweife.

„Der Mann hat also noch gelebt, als er in den Kanal geworfen wurde?“, vergewisserte sich Kesselschmied.

Der Arzt nickte. „Er wurde bis zur Bewusstlosigkeit gewürgt. Maximal eine halbe Stunde vor dem Ertrinken.“ Er zeigte Kesselschmied die dunklen Flecken auf den Röntgenbildern. „Sehen Sie, der Täter hatte sehr große Hände. Pranken, wenn ich das einmal so leger ausdrücken darf.“

„Also keine Frau?“, fragte der Kommissar nach.

Özgul schüttelte den Kopf. „Ausgeschlossen!“

„Während des Transportes...“, setzte Kesselschmied an. „Müssten da die Täter nicht... Ich meine, kann er denn eine halbe Stunde so tief bewusstlos sein, dass sie nicht merken, dass er noch lebt?“

Müsste er nicht röcheln, zucken, irgendetwas? Sie haben ihn ausgezogen, verpackt, den Ehering abgestreift...“

Özgül verstand ihn. „Zumindest hat er noch geatmet“, stellte der Arzt nüchtern fest. „Es ist natürlich möglich, dass es den Tätern nicht aufgefallen ist.“ Er zögerte.

„Möglich, aber unwahrscheinlich?“, setzte Kesselschmied nach.

Özgül nickte. „Das könnte man so ausdrücken, ja!“

„Also noch ein Indiz, das auf äußerst brutale Täter schließen lässt“, dachte sich der Kommissar. „Hat er noch andere Verletzungen?“, fragte er den Arzt.

„Kleinere! Hämatome in der Leistengegend und knapp unterhalb der Schulter.“

Kesselschmied sah sich die entsprechenden Stellen auf den Bildern an. „Hat ein Kampf stattgefunden?“

„Vermutlich nicht“, gab Özgül zurück. „Es finden sich keine Spuren von Schlagverletzungen im Gesicht oder an der vorderen Körperpartie. Die Verletzungen am Rücken könnte er sich bei Ausweichbewegungen nach hinten zugezogen haben.“

„Was ist mit dem Blut unter seinen Fingernägeln?“, erkundigte sich Kesselschmied. „Könnte das von dem Täter stammen?“

Ali Özgül hob wache die Hände. „Es ist natürlich möglich. Wir wissen bisher nur, dass es nicht die Blutgruppe des Opfers selber ist.“

„Und sonstige Spuren?“

„Mit der Analyse der Feinpartikel ist das Labor beschäftigt. Wir können allerdings definitiv ausschließen, dass die Tat im Freien stattgefunden hat.“

Auch wenn Ali Özgül medizinische Details am liebsten anhand von ordentlichen, sauberen Röntgenbildern erklärte, ließ sich Kesselschmied den Toten noch einmal zeigen. Er wirkte nicht sympathischer als in der Nacht am Kanal. Doch er machte keinen ungepflegten Eindruck. Kesselschmied nahm eine der schlaffen Hände auf und sah sich die Handflächen an.

„Ein Büromensch“, bestätigte Özgül.

„Alkohol?“, erkundigte sich Kesselschmied.

Der Arzt hob die Schultern. „Das wird die Laboranalyse ergeben.“ Er zögerte. Kesselschmied bemühte sich um einen freundlich-auffordernden Blick, während er innerlich wieder mal Özgül's Korrektheit verwünschte. Doch der Pathologe überwand schließlich

seine Scheu vor Aussagen, die nicht hundertprozentig abgesichert waren.

„Der Mann hatte wohl getrunken, und der Zustand seiner Organe lässt auf recht häufigen Alkoholgenuss schließen“, erklärte er.

Nachdem Kesselschmied die Villa verlassen hatte, rief er in der Direktion Südwest bei Christian Kubicki an.

„Könnten Sie vielleicht ein paar Leute entbehren, um die Anwohner zu befragen?“, erkundigte er sich. „Wir hängen im Moment zu zweit an der Sache.“

„Kann ick organisieren, Meesta“, gab Kubicki zurück. „Aber dat mir nachher keene Klagen kommen. Die Kollejen sind Streife und ham ooch Streife jelernt.“

„Nein, nein, das ist schon in Ordnung“, versicherte Kesselschmied. Ob Sybille Wächter das auch so sah, war eine andere Frage. Aber solange sie keine Verstärkung organisierte, hatte er wenig Alternativen.

Seufzend wählte er die Nummer von Kriminaloberrätin Sybille Wächter. Er wurde mit ihrer Mail-Box verbunden, die sich aber abschaltete, nachdem er gerade erst den halben Sachverhalt geschildert hatte. Kesselschmied steckte das Handy weg und machte sich vom Quartier der Mordkommission – drei Ecken hinter dem Bahnhof Zoo – auf nach Tempelhof ins Polizeipräsidium, wo auch der Erkennungsdienst untergebracht war. Er fand dort Jasmin beim Studium der Verbrecherkartei.

„Bei den Vermissten war er nicht“, ließ sie ihn wissen. „Aber vielleicht haben wir ja Glück und er hat schon mal was ausgefressen.“

„Hat die Spurensicherung Ergebnisse?“, erkundigte sich Kesselschmied.

„Nichts, was uns im Moment weiter hilft“, gab seine Mitarbeiterin zurück. „Die Apel tippt auf gutbürgerlich, was die Täter angeht. Wegen der Schuhprofile wohl. Ist aber alles noch ein bisschen wagem. Im Übrigen schwirrt die Drachenlady hier rum.“

„Was?“, rief Kesselschmied unwillkürlich aus. Drachenlady war Jasmins spezieller Kosename für Sybille Wächter. „Was wollte sie?“

„Hier? Keine Ahnung? Aber sie möchte Sie sprechen“, informierte ihn seine Mitarbeiterin.

„Nun, das beruht ja ausnahmsweise mal auf Gegenseitigkeit“, gab Kesselschmied sarkastisch zurück. Doch Jasmin schüttelte den Kopf.

„Es geht um was anderes“, erklärte sie. „Sie wusste noch nichts von dem Toten.“ Kesselschmied stöhnte. Wenn Sybille Wächter selber ein Anliegen hatte, dann würde sie seiner Notlage nicht viel Aufmerksamkeit schenken. Sie gehörte zu den Menschen, die sich immer nur einer Sache gleichzeitig widmeten. Eine normalerweise durch und durch männliche Unart, fand er.

„Hat unsere hochgeschätzte Dezernatsleiterin irgendwelche Andeutungen gemacht?“, fragte er Jasmin.

Die schüttelte den Kopf. „Ich soll Ihnen aber sagen, dass es außerordentlich wichtig ist. Sie hat dabei fast etwas gegrinst. So nach innen rein. Als hätte sie einen ganz großen Triumph zu verbergen.“

„Herr im Himmel“, stöhnte Kesselschmied ehrlich entsetzt. „Da werden wieder Leichen ihren Weg pflastern. Wann bin ich denn zu unserem obersten Drachen bestellt?“

„Sie kommt zu Ihnen“, erklärte seine Mitarbeiterin.

Kesselschmied seufzte. „Ich mache Sie darauf aufmerksam, dass alles, was Sie ab jetzt sagen, gegen Sie verwendet werden kann“, deklamierte er mit einer ergebenen Grimasse. Jasmin grinste.

Kesselschmied atmete durch. „Nun, gut“, meinte er. „Dann fahr ich mal wieder. Sie kommen hier zurecht?“

Seine Kollegin nickte. „Die Sekretärin ist ganz reizend zu mir. Sie drängt mir alle zehn Minuten ihren dünnen Kaffee auf und erzählt irgendwelche wilden Geschichten über diesen Leonid Sanders. Sie wissen ja: Der diesen Dealer umgelegt hat. Entweder ist der Kerl wirklich ein schießwütiger Psychopath oder er hat ein seltenes Talent, sich Feinde zu machen.“

Kesselschmieds schlechtes Verhältnis zu Sybille Wächter rührte aus der Zeit, als sie sich beide um die Leitung des Morddezernates beworben hatten. Sie aus Ehrgeiz, er gedrängt von Kollegen, die sie in dieser Position verhindern wollten. Er war der solide, erfahrende Beamte gewesen, die logische Besetzung für die Stelle. Sie die erfolgreiche, jüngere Frau, die aufstrebende Außenseiterin. Der Polizeipräsident entschied sich damals, innovativ und mutig zu erscheinen. Seitdem hatte sich Kesselschmied mehr als einmal gewünscht, er hätte entweder gar nicht erst kandidiert oder energischer um den Posten gekämpft. Aber Halbherzigkeit gehörte zu seinen Wesen. Er war nicht tough. Er wollte ein netter Mensch sein

und es allen recht machen. Selbst Freunde sagten, dies sei seine größte Schwäche.

Sein nächster Weg quer durch die Großstadt Berlin führte Kesselschmied wieder an den Eichgarten, wo Kubickis Beamte inzwischen bei der Arbeit waren – drei junge Polizistinnen und ein etwas älterer männlicher Kollege. Doch herausgefunden hatten sie noch nichts.

„Fragen sie die Leute doch bitte, ob es leicht ist, dort drüben einen Parkplatz zu finden“, wies Kesselschmied sie an.

„Abends is imma voll“, entgegnete eine der Beamtinnen. „Hat mir eene Frau jesacht. Da achtet keener drauf, wer da außem Ooto steigt un was auslädt. Kommen ja viele vom Einkaufen und so.“

Kesselschmied sah sich den Tatort noch einmal an. So ideal der Ort für das Vorhaben der Mörder gewesen war, so kompliziert war er mit dem Auto zu erreichen. Er konnte sich nicht vorstellen, dass die Täter ihn zufällig gefunden hatten. Aber jemand, der sich hier auskannte, musste eigentlich auch wissen, dass abends alles vollgeparkt war.

Kesselschmied entschloss sich, sein Glück noch einmal im Stadtpark zu versuchen. Den verschwundenen Zeugen aufzutreiben, war jetzt die vordringlichste Aufgabe. Doch die beiden Obdachlosen, die er auf einer Parkbank fand, kannten keinen Charlie.

Er fuhr wieder ins LKA zurück und mailte das Foto des Toten an Interpol. Ein gepflegter, verheirateter Mann verschwand schließlich nicht so schnell, ohne dass ihn irgendwer vermisste. Danach musste der Kommissar erst einmal den vielen Kaffee vom Morgen loswerden. Auf dem Rückweg von der Toilette begegnete ihm auf dem Flur Frank Demski. Einer von Sybille Wächters neuberufenen Spezialisten. Experte für Osteuropa.

„Haben Sie mal einen Moment Zeit für mich, Kollege?“, fragte Kesselschmied aus einer plötzlichen Eingebung heraus.

„Aber sicher, jederzeit“, gab Demski zurück. Scheinbar waren die osteuropäischen Kriminellen schon alle in den Weihnachtsferien.

Auch sein Büro war säuberlich aufgeräumt. Kesselschmied drängten sich wieder ein paar böse Gedanken über Sybille Wächters Spezialistentruppe auf. Doch dann riss er sich zusammen und schilderte Demski kurz den Sachverhalt. „Mein verschollener Zeuge hat erklärt, einer der Täter wäre wohl Osteuropäer. Der andere soll aus Österreich sein.“

„Nun, eine Beziehung von Tschechien oder dem Balkan nach Österreich ist natürlich leicht denkbar“, meinte Demski. „International operierende Banden haben oft in mehreren Ländern Brückenköpfe. Den da allerdings...“ Er wies auf das Bild des Toten, „den würde ich nicht unbedingt in Osteuropa einordnen.“

„Ich auch nicht“, gab Kesselschmied zu. „Andererseits kann ich es auch nicht ausschließen.“

„Selbstverständlich“, räumte Demski ein. „Gibt es sonst irgendwelche Hinweise?“

Kesselschmied schüttelte den Kopf. „Es gab mindestens zwei Täter und das Opfer wurde überrascht. Es könnte also durchaus eine größere, organisierte Gruppe dahinterstecken.“

„Also, nackte, erwürgte Wasserleichen, das hatten wir eigentlich von Seiten der Russen- oder Balkanmafia noch nicht“, erklärte Demski zögernd. „Waren denn Profis am Werk?“

„Schwer zu sagen“, bekannte Kesselschmied. „Ohne diesen Obdachlosen hätten wir die Leiche wohl in ein paar Tagen in Klein-Machnow an der Schleuse gefunden. Außerdem haben wir Blutpartikel und Haare, mit deren Hilfe sich die Täter eindeutig überführen lassen.“

„Tja“, meinte Demski. „Solche Spuren restlos zu tilgen, ist natürlich schwer. Vielleicht hielt man es ja nicht für wichtig, da die Täter noch nicht polizeibekannt sind. Ich würde eine Beteiligung der Mafia nicht völlig ausschließen, aber es könnte natürlich auch jeder andere gewesen sein.“

Da Kesselschmied diesem Statement wenig entgegenzusetzen hatte, verabschiedete er sich und ging in sein Büro zurück. Dort fand er Sybille Wächter vor.

Die Chefin des Morddezernates saß mit übergeschlagenen, fein bestrumpften Beinen auf Jasmins Platz und trommelte genervt auf die Schreibtischplatte. Gekleidet war sie in die Uniform der Karrierefrauen, Hemdbluse und Kostüm mit kurzem Rock. Früher hätte Kesselschmied ihre Aufmachung als elegant bezeichnet. Inzwischen aber hatte er unter dem Einfluss von zwei jungen, modebewussten Mitarbeitern gelernt, zwischen Kaufhausware und dem Produkt einer Boutique zu unterscheiden. Seitdem stellte er zu seiner Überraschung fest, dass er Sybille Wächter insgeheim für ihre billige

Aufmachung verachtete. Dabei kam er selber in abgewetzter Kordjacke mit Flickern auf den Ärmeln ins Büro.

„Sie wirken nicht bemüht, Chef“, hatte ihm Jasmin einmal grinzend erklärt. „Uninteressiert ist okay. Aber bemüht ist peinlich.“

Kesselschmied merkte, wie er sich innerlich wappnete. Wie jedes Mal, wenn er seiner Chefin gegenübertrat. „Einen wunderschönen, guten Morgen“, wünschte er launig.

„Hat Ihnen die kleine Kunkel nicht ausgerichtet, dass ich Sie zu sprechen wünsche?“, gab seine Vorgesetzte eisig zurück.

„Sie hat“, erklärte Kesselschmied, während er sich mit aufgesetztem Schwung seinen Stuhl zurecht zog. „Zusammen mit der Nachricht, dass Sie sich zu gegebener Stunde bei mir melden werden.“ Er setzte sich. „Was nun der Fall ist, wie ich sehe.“

Seine Chefin machte nicht den Fehler, auf Modalitäten zu verharren, aber ihre Miene verhieß Laune im Keller. „Es geht um den vakanten Hauptkommissar“, erklärte sie.

„Die vakanten Hauptkommissarsstellen?“, setzte Kesselschmied nach und betonte den Plural. Er hielt sich für einen friedlichen Menschen. Aber im Gespräch mit Sybille Wächter war ihm Provokation mittlerweile fast zum Reflex geworden. Eigentlich hatte er Anspruch auf mindestens zwei Hauptkommissare in seiner Gruppe. Sein einstiger Stellvertreter, Johannes Heller, war seit gut einem Jahr selber Leiter einer Mordkommission. Als Ersatz hatte Kesselschmied damals den völlig unerfahrenen Mirko Behringer bekommen. Sein zweiter ehemaliger Hauptkommissar, Robert Bäumlner, tat seit Mitte Oktober in Cottbus Dienst und war noch nicht ersetzt worden.

„Sie werden über die jüngsten Vorfälle im Rauschgiftdezernat Bescheid wissen“, begann seine Chefin das Gespräch.

„Mir ist einiges zu Ohren gekommen. Bescheid wissen möchte ich das nicht nennen“, korrigierte Kesselschmied liebenswürdig.

Über die eisige Miene seiner Vorgesetzten lief ein Zucken, doch sie beherrschte sich: „Aber vermutlich wird ihnen doch bekannt sein, dass es Kollege Bruns für ratsam gehalten hat, den Schützen vom Dienst zu suspendieren?“, erkundigte sie sich.

„Wenn einer meiner Mitarbeiter einen Menschen erschossen hätte, würde ich ihn auch für eine Weile in den Urlaub schicken“, gab Kesselschmied zurück. Ihm begann Unangenehmes zu schwanen.

„Die Aktion war korrekt, völlig korrekt“, schnappte seine Chefin. „Hätte Sanders sich die Zeit genommen, zu zielen, wäre unser jun-

ger Kollege Engels mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit tot.“ Sie liebte derartige Floskeln. ‚Einfach ‚wahrscheinlich‘ zu sagen, klingt natürlich nicht wichtig genug‘, dachte Kesselschmied boshaft.

„Wo liegt das Problem?“, fiel er ihr ins Wort. Dabei war ihm ziemlich klar, wo demnächst sein Problem liegen würde.

„Sie haben doch selbst oft genug betont, dass sie mit zwei unerfahrenen Assistenten nicht handlungsfähig sind“, erwiderte seine Chefin mit Nachdruck.

Kesselschmied erinnerte sich zwar an unzählige Hinweise auf die eingeschränkte Handlungsfähigkeit seiner Gruppe, aber er hatte die Misere nie seinen verbliebenen Mitarbeitern in die Schuhe geschoben. Jasmin war alles andere als unerfahren. Dass sie noch auf der untersten Besoldungsstufe stand, hatte sie allein ihrem Zwist mit Sybille Wächter zu verdanken. Und auch Mirko meisterte Aufgaben, die man unter normalen Umständen keinem 27jährigen Neuling übertragen würde. Außerdem gab es keine Assistenten mehr bei der Kriminalpolizei, sondern nur noch Kommissare zur Anstellung.

Sybille Wächter fochten solche Feinheiten nicht an. „Dass wir einen der besten Beamten der Kripo für uns gewinnen konnten, kann man nur als Glücksfall bezeichnen“, ließ sie ihn wissen. „Da haben bereits einige andere Abteilungen ihre Finger ausgestreckt. Die OK wollte ihn unbedingt haben.“ Sie wirkte für einen Moment richtiggehend gelöst. Jasmin hatte mit ihrer Bemerkung über den ‚geheimen Triumph‘ recht gehabt. Die oberste Mordchefin genoss es, den anderen Abteilungen den verbannten Todesschützen weggeschnappt zu haben. „Leonid Sanders ist ein Mann, der hundertprozentig seinen Dienst tut. Und das sehr, sehr gut“, schwärmte sie. „Was leider bei einigen Herren und auch Damen Kollegen nicht so gern gesehen wird und zu allerlei unschönem Gerede geführt hat.“

‚Schießwütiger Psychopath‘ fand Kesselschmied ein wenig mehr als unschönem Gerede. Aber er bemühte sich um eine unbeteiligte Miene. Seine Chefin schien das zu irritieren. Während sie ausgiebig Leonid Sanders Verhör-Qualitäten lobte, spielte sie unwillkürlich mit allem, was auf Jasmins Schreibtischablage zu finden war. Vom Lineal über den Locher bis hin zu einem kleinen grünen Gummidrahen. Irgendwann hörte ihr Kesselschmied gar nicht mehr zu, sondern wartete nur noch darauf, dass sie den Drachen zum Quiet-

schen brachte. Als es endlich passiert war, zuckte sie zusammen, wurde fast rot und stellte das Tierchen hastig zurück.

„Wie auch immer“, lenkte sie ab. „Ich weiß, dass sie selber kein Vertreter der harten Linie sind. Nicht, dass das ein Tadel sein soll. Ihre Methoden mögen ihre Berechtigung haben und ihre Aufklärungsquote hält sich ja durchaus im Rahmen. Aber ich denke mir, dass sie von einer Zusammenarbeit mit Sanders nur profitieren können. Ergänzende Begabungen, nicht wahr?“

„Sie setzt mir einen scharfen Hund in den Nacken“, dachte Kesselschmied, „und ich kann nichts dagegen tun. Warum zum Teufel will sie noch meine Zustimmung? So was tun wirklich nur Frauen.“

Er blickte seiner Chefin in die Augen, vermied aber jede Reaktion, die von ihr als Einverständnis hätte gedeutet werden können. Er war ein phlegmatischer, alter Mann. Er konnte so was. Sybille Wächter gab schließlich auf.

„Das wäre es, was ich Ihnen zu sagen hätte, Herr Kollege“, schloss sie das Gespräch mit Anzeichen von Resignation in der Stimme.

Kesselschmied fragte sich ungläubig, ob sie tatsächlich der Meinung war, damit sein Personalproblem gelöst zu haben. Oder hatte sie sein eigenes Anliegen einfach vergessen?

„Wie Sie wissen, haben wir seit heute Nacht eine Unbekannt-Mordsache, die schwierig werden dürfte“, hakte er nach, während sich seine Vorgesetzte schon von Jasmins Sessel erhob. „Es gibt noch nicht einmal Hinweise auf die Identität des Opfers. Das kann ich mit einer derart reduzierten Gruppe nicht vernünftig bearbeiten.“

„Ich habe ihnen doch gerade ausgezeichnete Verstärkung verschafft“, gab seine Chefin empört zurück und ließ sich wieder auf den Bürostuhl fallen. „Hauptkommissar Sanders räumt zur Stunde sein Büro in Tempelhof. Er wird bald hier sein und Ihnen schon am Nachmittag zur Verfügung stehen.“

„Ich habe keine Zeit, ihn einzuarbeiten“, rutschte es Kesselschmied bissig heraus. Blöde Reaktion natürlich! Sybille Wächter war nur noch mehr beleidigt.

„Kesselschmied, der Mann ist Hauptkommissar“, fuhr sie ihn an.

„Er ist neu in einer Mordkommission“, gab er zurück und versuchte diesmal allen Affront aus der Stimme zu nehmen. „Außerdem hat

er einen Menschen erschossen. Auch wenn es korrekt war, muss er das erst mal verarbeiten.“

„Ich glaube nicht, dass es da ein Problem gibt“, erklärte seine Chefin kühl und stand wieder auf. „Wie ich Ihnen bereits dargelegt habe, Kesselschmied, bekommen Sie einen der besten Beamten der Berliner Kripo.“

„Ich brauche nicht einen Beamten, ich brauche mindestens drei“, fuhr Kesselschmied sie unbeherrscht an. Außerdem betrachtete er es nicht als Qualitätsmerkmal, wenn ein Polizist einen Erschossenen locker wegstecken konnte. Aber das behielt er gerade noch für sich. Mit ungezügelter Emotionalität war Sybille Wächter nicht beizukommen.

„Kesselschmied, Sie kennen unsere finanzielle und personelle Situation“, teilte sie ihm mit und schritt entschlossen zur Tür.

„Mahlzeit, Frau Kollegin!“, rief er ihr ingrimmig nach.

Nachdem Sybille Wächter verschwunden war, saß Kesselschmied bestimmt zehn Minuten bewegungslos an seinem Schreibtisch und starrte ins Leere. Solange brauchte er, bis er sich überwinden konnte, in Tempelhof beim Rauschgiftdezernat anzurufen.

„Der ist leider gerade gegangen“, teilte ihm eine freundlich zwitternde Sekretärin mit, als er nach Leonid Sanders fragte. „Er ist auf dem Weg ins LKA. Dort wird er ab sofort tätig sein. Am besten, Sie fragen dort mal nach.“

Fünfzehn oder zwanzig Minuten, schätzte Kesselschmied, würde Sanders wohl brauchen, um vom Tempelhofer Damm in die Keithstraße zu kommen. Ihm fiel nicht ein, was er in dieser kurzen Zeit noch Sinnvolles angehen konnte. Also entschloss er sich, der Kantine einen kurzen Besuch abzustatten. Normalerweise waren geregelte Mahlzeiten in der heißen Phase einer Ermittlung natürlich tabu. Aber wenn seine Chefin meinte, dass er sogar die Zeit hatte, sich mit Mitarbeitern zu befassen, die andere Abteilungen unbedingt loswerden wollten, konnte die Lage ja nicht ganz so schlimm sein.

Das Fleischragout in der Kantine wirkte fast so unappetitlich wie die Nachricht, die Kesselschmied eben erhalten hatte. Nach kurzem Überlegen entschied er, nur Salat zu essen. Um trotzdem satt zu werden, lud er sich den ganzen Thunfisch auf den Teller, der noch zu haben war. Dabei hielt er Ausschau nach einem Kollegen. Bei irgendjemandem musste er seine Neuigkeiten loswerden.

Er hatte Glück und stieß bei den Getränken auf Johannes Heller, seinen ehemaligen Stellvertreter. Hannes war mehr als ein Kollege. Er war ein Freund.

„Tag, Rick“, erkundigte der sich gut gelaunt. „Du siehst unausgeschlafen aus. Schlimmen Nachtdienst gehabt? Teltowkanal, hab ich gehört.“

„Halb so wild“, gab Kesselschmied zurück. „Nein, unsere Dienststellenleiterin hat mir eben ein verfrühtes Weihnachtsgeschenk gemacht.“ Hannes Heller ließ ungläubig sein Tablett sinken.

„Die Wächterin? Ein Geschenk? Dir?“ Er kannte die Spannungen zwischen Kesselschmied und der gemeinsamen Chefin gut genug. Schließlich war er einer von denen gewesen, die den Kommissar damals zur Kandidatur gedrängt hatten.

„Sie setzt mir einen jungen Kampfhund auf die Fersen“, berichtete Kesselschmied mit steigendem Grimm. „Roberts Stelle kriegt Leonid Sanders.“

„Der Breschnew?“, rief sein Freund sichtlich schockiert aus. „Mein Gott, Rick, da kannst du aber... Du weißt ja, dass er es war, der bei dieser Razzia...“

„Soll aber korrekt gewesen sein“, wandte Kesselschmied ein.

„Ja, sicher“, gab Heller zurück. „Aber Rick, wenn du oder ich das gewesen wären, dann würde das nicht unsere ganze Abteilung zum Vorwand nehmen, uns loszuwerden. Verstehst du?“

„Ich befürchte ja“, gestand Kesselschmied. ‚Schießwütiger Psychopath‘. So langsam ging ihm auf, was diese Maßnahme bedeutete. Auch wenn nur die Hälfte der Gerüchte stimmte, würde ihm dieser Sanders das Klima in der Gruppe kaputt machen. Und er brauchte ein gutes Klima. Das war seine Stärke. Er war nicht der toughen Superbulle, er war der nette Ausbilde-Onkel. Er hatte mit zwei jungen Mitarbeitern immer noch Aufklärungsquoten, die sich durchaus im Rahmen hielten, wie seine Chefin das so nett zu formulieren liebte. Er hatte aus Jasmin Kunkel, die als oberflächlich und unkooperativ verschrien war, und einem launischen Sensibelchen wie Mirko Behringer ein wirklich gutes Team geformt. Und er hatte – verdammt noch mal – keine Lust, sich das von irgendjemandem kaputt machen zu lassen.

Als er und Hannes Platz genommen hatten, tauchte auch noch Jasmin auf. Sie hatte eine brennende Zigarette in der Hand und zog damit böse Blicke auf sich.

„Na, Chef, ein weiterer Fall von ‚I survived the Dragon Lady?‘“, erkundigte sie sich gut gelaunt.

„Sie hat Ersatz für Robert an Land gezogen“, teilte Kesselschmied mit.

„Ach ja?“, meinte Jasmin in einem Ton, der Uneingeweihten nur gelinde Neugier signalisiert hätte.

„Hauptkommissar Leonid Sanders vom Rauschgift“, bekannte Kesselschmied.

„Was?“, schrie Jasmin unwillkürlich. „Das größte Arschloch von der ganzen Kripo?“

„Mäßigen Sie Ihren Tonfall!“, zischte Kesselschmied böse. Aber natürlich war es zu spät. An den Tischen ringsum hatten sich schon alle umgedreht.

„Wir sollten Schmerzensgeld und drei Wochen zusätzlichen Urlaub dafür bekommen, dass wir den Kerl übernehmen“, grollte Jasmin. „Meinen Sie, wir wären verschont geblieben, wenn wir die Drachenlady netter behandelt hätten, Chef?“

„Nein“, erwiderte Kesselschmied. „Dazu ist sie viel zu stolz auf ihren Coup. Wir hätten den Kerl dann lediglich zur Belohnung bekommen, nicht als Strafe.“

Leonid Sanders wartete schon im Büro. Wie vorher Sybille Wächter saß er an Jasmins Schreibtisch. Ein überraschend kleiner, drahtiger Mann. Nicht viel größer als einssiebzig, vielleicht vierzig Jahre alt. Dunkle, kurzgeschorene Haare, ein kantiges Gesicht. Er trug Jeans, Turnschuhe und eine Lederjacke, dazu aber ein makellos weißes Hemd mit einfarbig dunkelgrüner Krawatte.

„Sieht aus wie ein osteuropäischer Mafiosi“, dachte Kesselschmied spontan und schämte sich natürlich prompt für solch unqualifizierte Vorurteile. Aber die eine Täterbeschreibung der letzten Nacht hätte gut auf Leonid Sanders passen können. Zum Ausgleich für so böse Gedanken bemühte sich Kesselschmied um eine herzliche Begrüßung. Aber er wirkte wohl kaum überzeugend. Jasmin beließ es bei einer polartauglich eisigen Nennung ihres Nachnamens und streckte dabei ebenso wenig die Hand aus wie Sanders.

„Ich nehme an, die Sache ist für Sie genauso überraschend gekommen wie für uns“, setzte Kesselschmied noch einmal an.

Doch bevor der neue Kollege reagieren konnte, bemerkte Jasmin flapsig: „Die Drachenlady liebt doch den Überraschungsangriff.“

Kesselschmied warf ihr einen warnenden Blick zu. Leonid Sanders dagegen verzog keine Miene.

„Den vierten Mann – pardon Jasmin – das vierte Mitglied unseres Teams, Mirko Behringer kann ich ihnen leider noch nicht vorstellen“, trieb Kesselschmied die Konversation weiter. „Er ist krank geschrieben und kommt erst Montag wieder.“

„Wenn er kommt“, fiel ihm wieder Jasmin ins Wort. „Seine Krankheiten stellen sich ja meist als tragischer heraus als zuerst vermutet. Sein Süßer hat gemeint...“

Sie musste ihren Verstand wirklich in der Mittagspause gelassen haben. Kesselschmied zog die Notbremse. „Kommen Sie, Sanders“, unterbrach er das Geplapper seiner Mitarbeiterin unwirsch. „Ich zeige Ihnen Ihren Arbeitsplatz. Und Sie, Jasmin, sind bitte so gut und tauschen Ihren Schreibtisch mit dem von Mirko.“

Er führte Sanders in das benachbarte Doppelbüro und ließ eine völlig entgeisterte Mitarbeiterin zurück.

Natürlich fiel sie über ihn her, als er wiederkam. Kesselschmied konnte kaum noch die Türe zwischen den beiden Büros zuziehen, da fauchte sie auch schon in höchster Erregung: „Das war ja wohl ein blöder Scherz, Chef! Sie können mich doch nicht diesem Ekel zum Fraß vorwerfen?“

„Aber Mirko?“, hielt Kesselschmied kalt dagegen. Wenn er von einer Sache überzeugt war, dann konnte er durchaus autoritär werden. Seine Opfer hatten allerdings meist Schwierigkeiten, ihm das abzunehmen und reagierten mit besonders heftiger Gegenwehr. Selbst Jasmin, die ihn eigentlich besser kennen sollte.

„Mirko ist wenigstens ein Mann“, hielt sie ihm vor. „Aber für so einen wie diesen Sanders, für den sind Frauen doch was, was hinter den Herd gehört. Da können Sie unmöglich...“

„Jasmin, das ist ein dienstlicher Befehl“, stoppte sie Kesselschmied brutal.

„Das können Sie doch nicht machen, Chef“, jammerte sie. Die Aussicht, mit Sanders das Büro zu teilen, musste sie wirklich schwer getroffen haben. Normalerweise war sie über Sonderbehandlung für Frauen erhaben. „Bloß weil Mirko so ein Jammerlappen ist...“, beschwerte sie sich.

„Wenn Sie ihn nicht eben selber unmöglich gemacht hätten, dann wäre Ihnen das erspart geblieben“, unterbrach Kesselschmied unwirsch.

„Bloß weil ich gesagt habe, dass er ein Hypochonder ist?“, wollte Jasmin wissen, aber Kesselschmied war nicht gewillt, ihr diese Begriffsstutzigkeit abzunehmen.

„Nicht nur das“, beharrte er.

„Dass er schwul ist?“, fragte sie jetzt doch. „Aber dazu steht er doch.“

„Privat vielleicht“, hielt ihr Kesselschmied vor. „Hier im Revier wussten es genau drei Leute. Sie, ich und Robert.“

„Es sollte in der Gruppe bleiben“, hatte Mirko gebeten. Einer intelligenten Frau wie Jasmin musste eigentlich klar sein, dass die Gruppe jetzt mit Leonid Sanders eine andere geworden war. Doch Jasmin hatte momentan scheinbar keine Lust auf Intelligenz.

„Meinen Sie, Sanders findet was dabei?“, maulte sie. „Das ist doch mittelalterlich.“

„Wenn Sie ihn für so mittelalterlich halten, Frauen an den Herd zu wünschen, dürfte er wohl kaum zu Homosexualität ein moderneres Verhältnis haben“, schnitt Kesselschmied ungewohnt rigoros die Debatte ab. Seine Mitarbeiterin hatte Pech, dass nicht nur Gerechtigkeit, sondern auch pragmatische Gründe für die Maßnahme sprachen. Sie verfügte über eine weit robustere Persönlichkeit als Sensibelchen Mirko.

Jasmins weiteres Gejammer wurde von Leonid Sanders unterbrochen. Seiner Miene war nicht anzumerken, ob er etwas von der Auseinandersetzung mitbekommen hatte. Doch Kesselschmied kannte die akustischen Verhältnisse und wusste, dass dem neuen Kollegen zumindest der Tonfall der Debatte nicht entgangen sein konnte. Er rettete sich in Arbeit.

„Laut Laborbefund wurde unser Toter in einer Wohnung gewürgt“, fasste er den aktuellen Wissenstand zusammen. „Dies geschah allerhöchstens eine halbe Stunde vor dem Ertrinken. Zieht man die Zeit für das Entkleiden und Verpacken der Leiche, sowie das Ein- und Ausladen aus dem Auto ab, dann kann die Fahrt zwischen Wohnung und Eichgarten allenfalls eine Viertel Stunde gedauert haben. Wahrscheinlich aber weniger. Dieses Gebiet müssen wir abstecken. Vor allem aber ist es wichtig, dass das Bild des Toten morgen in allen Tageszeitungen erscheint. Und natürlich müssen wir den verschwundenen Zeugen finden.“

Er sah seine beiden Mitarbeiter an. Doch wenn es um ihre Interessen ging, war Jasmin auf Draht. „Ich sag’s Ihnen gleich, Chef“,

erwiderte sie schnell. „Meiner Erfahrung nach haben die meisten Obdachlosen schlechte Erfahrungen mit Frauen gemacht. Ich fürchte, sie sind weiblichen Wesen gegenüber nicht gerade kooperativ.“

Natürlich war Kesselschmied klar, worauf sie hinauswollte. Natürlich hätte er ihre Argumentation zerpfücken können. Andererseits war der Zimmertausch Strafe genug, und es gab keinen Grund, warum nicht Sanders diesen Charlie suchen sollte. Er wandte sich also zu dem neuen Kollegen um, der sich nicht gesetzt hatte, sondern mit regungslosem Gesichtsausdruck an der Wand lehnte.

„Tja, Herr Sanders, ich fürchte, da werden wohl Sie in den sauren Apfel beißen müssen“, sagte er und bemühte sich dabei um eine freundliche Miene.

„Da will sich wohl jemand seine Schuhe nicht schmutzig machen“, konterte Leonid Sanders kalt. Jasmin fiel prompt die Kinnlade herunter.

Als sie hinterher wieder mit Kesselschmied alleine war, jammerte sie. „Chef, wenn ich mir demnächst aus lauter Verzweiflung etwas antue, dann sollen Sie wissen, dass Sie der reizendste Vorgesetzte waren, den ich jemals hatte.“

„Hinterlassen Sie mir ein Taschentuch“, gab Kesselschmied trocken zurück. Dann beauftragte er sie, sich beim Meldeamt die Adressen sämtlicher Österreicher in Berlin zu besorgen. Er selber rief die Pressestelle an und vergewisserte sich, ob das Bild des Toten auch wirklich in allen Berliner Tageszeitungen erscheinen würde. Notfalls war sich der Kommissar auch nicht zu schade, selber nach zu telefonieren und Druck zu machen. Doch diesmal war es dem Pressereferenten gelungen, überzeugend genug auf die Chefs der Lokalteile einzuwirken. Kesselschmied setzte sich also in sein Auto, um noch vor dem abendlichen Berufsverkehr festzustellen, wieweit man vom Eichgarten aus in einer Viertel Stunde kam. Es waren bedauerlich große Entfernungen.

Seine Gedanken kehrten immer wieder zu dem neuen Kollegen zurück. ‚Einen Mitarbeiter, der kürzlich einen Menschen erschossen hat, müsste man eigentlich erst mal nach seiner psychischen Verfassung fragen‘, dachte er. ‚Vielleicht braucht er ja Hilfe.‘ Er konnte sich nicht vorstellen, dass Bruns das gemacht hatte. Der hatte Sanders offensichtlich nur loswerden wollen. Aber würde er selber dem Neuen gegenüber eine solche Frage über die Lippen bringen? ‚Da ist man nun über dreißig Jahre Polizist und hat mit Hunderten von

Kollegen zusammengearbeitet', dachte er verärgert, ‚aber plötzlich lässt man sich von der Bemerkung ‚schießwütiger Psychopath' einschüchtern. ` Oder lag es nur an Sanders Miene? ‚Womöglich wäre der Kerl noch beleidigt ob der Unterstellung, ein erschossener Dealer könne ihn belasten. ` Aber vielleicht dachte Kesselschmied das ja auch nur, weil er es denken wollte. Weil es zu den Gerüchten passte. Dabei nahm er eigentlich für sich in Anspruch, ein Mensch zu sein, der nichts auf Gerüchte gab.

Jasmin Kunkel hatte Blasen und schlechte Laune. Sie mochte es nicht, wenn sich ein Fall anders entwickelte, als er zuerst erschien. Die Identifizierung des Toten, so hatte sie gedacht, sollte eigentlich kein Problem sein. Und wenn Sanders diesen Charlie mit seinen genauen Personenbeschreibungen ranschleppte, dann würde man im Umfeld bald die Verdächtigen finden. Dann würde es darum gehen, Motive und Beweise zu suchen. Das war spannend. Stattdessen lief sie sich die Haken wund, um alle Österreicher im Berliner Südwesten zu besuchen. Bisher hatte noch keiner auch nur im Entferntesten der Personenbeschreibung dieses ominösen Penners entsprochen.

Als sie ins Büro zurückkam, fand sie ihren Chef beim Studium des Stadtplans vor. „Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Täter von Westen gekommen sind“, überlegte er. „Dazu ist die Zufahrt zum Eichgarten zu kompliziert. Ich denke sie sind von Norden oder Süden gekommen. Entweder über die Siemensstraße, die Leonoren- oder die Stindestraße.“

„Nicht gerade die Unterweltgegend“, spottete Jasmin. Sie ließ sich auf ihren Stuhl – ihren ehemaligen Stuhl – fallen und begann, ihre Nägel zu feilen. „Andererseits braucht es schon einen ziemlich verschlafenen Kiez, um abends um halb elf eine Leiche zu entsorgen.“

„Die Tat kann nicht in einem großen Mietshaus passiert sein“, nahm ihr Chef den Faden auf. „Wie hätten sie den Toten da um diese Zeit unbemerkt ins Auto verfrachten sollen? Noch dazu so auffällig verpackt.“

„Also Ein- oder Zweifamilienhaus mit Garage auf dem Grundstück“, schloss Jasmin. „Da habe ich eben schon eine Menge von gesehen.“

Kesselschmied pflichtete ihr mit einem grimmigen Nicken bei.

„Was macht eigentlich unsere Neuerwerbung?“, erkundigte sich Jasmin neugierig. „Finden Sie nicht, dass er nach osteuropäischer Mafia aussieht?“

Ihr Chef lachte. „Jasmin, was für unqualifizierte Äußerungen“, gab er mit ironischem Tadel zurück.

„Da sehen Sie mal, wozu der Kerl mich treibt“, behauptete sie. „Ist er wenigstens fleißig?“

„Ich hoffe es“, erwiderte Kesselschmied. „Ob er allerdings vertrauenserweckend auf die armen Brüder unter der Brücke wirkt, wage ich zu bezweifeln. Vielleicht hätten doch lieber Sie..“

„Ausgeschlossen“, unterbrach sie ihn schnell. „Chef, sie können nicht den armen Steuerzahler dafür aufkommen lassen, dass jeder Penner dieser Stadt seine Aversionen gegen Frauen an mir abreagieren kann. Berlin ist sowieso schon pleite.“

Kesselschmied lachte wieder. Meistens konnte sie ihn ganz gut um den Finger wickeln, fand Jasmin. Man musste sich allerdings hüten, ihn deswegen nicht ernst zu nehmen. Wenn er sich verarscht fühlte, wurde er ziemlich bockig. Wie bei Sybille Wächter.

Jasmin liebte ihren Chef. Behauptete sie jedenfalls gerne. Weil sie einen Vaterkomplex habe. Sie fand es höchst spaßig, wie entsetzt die Leute reagierten, wenn man ihnen einem Vaterkomplex gestand, ihn aber nicht ernst nahm. Vaterkomplexe waren heilig. Darüber spottete man nicht. Menschen, die über jede ideologische oder moralische Überzeugung nur blöde Witze machten, mutierten plötzlich zu toderntesten Anhängern psychologischer Theorien. Dabei war Jasmin der Ansicht, dass sie diesen Komplex möglicherweise wirklich haben konnte. Immerhin war ihr Vater gestorben, als sie vierzehn war, und sie hatte ziemlich an ihm gehangen. Aber warum ein Problem daraus machen? War doch nett, seinen Chef zu lieben. Männer zu lieben, mit denen sie ins Bett ging, hatte sie schon lange aufgegeben. Das brachte nur Komplikationen. Dann doch lieber Kesselschmied. Oder Mirko, der sexuell genauso wenig in Frage kam. Dafür gab er einen prima Kleiner-Bruder-Ersatz ab. Fünf Jahre jünger, drei Jahre weniger Erfahrung bei der Polizei und viel netter und nachgiebiger als sie.

Jasmin sah auf die Uhr. Eine halbe Stunde sollte sie schon noch totschlagen, bevor sie wieder loszog, um die Österreicher zu besuchen, die tagsüber bei der Arbeit waren. Sie legte also die Nagelfei-

le weg und begann, ihren Schrank – ihren Ex-Schrank – auszuräumen. Wehe, wenn Breschnew, der Ballermann, der Psychopath, es wagte, ihr komisch zu kommen!

Er tauchte auf, als sie gerade ihre Garderobe von einem Zimmer ins andere brachte. Sie hatte zwei Cocktailkleider über dem Arm und dazu Gummistiefel in der Hand. Er glotzte sie natürlich blöde an. War wahrscheinlich glatt schon eine menschliche Regung für ihn! Jasmin grinste. Leonid Sanders gehörte vermutlich zu den Leuten, die tagaus, tagein die gleichen Klamotten trugen. Sie konnte sich gut vorstellen, ihn nie ohne diese Lederjacke zu sehen und immer in denselben Turnschuhen. Sie dagegen hasste es auf den Tod, zu irgendeiner Gelegenheit im unpassenden Outfit zu erscheinen. Deshalb hatte sie inzwischen mehr Klamotten im Büro deponiert als zuhause. Ihr Privatleben war in jeder Hinsicht berechenbarer als ihr Beruf.

Während sie umräumte, bekam sie mit, dass auch ihr neuer Kollege noch keine Ergebnisse vorzuweisen hatte. Dafür fragte ihn Kesselschmied stotternd vor Verlegenheit, ob er wegen des toten Dealers professionelle Hilfe oder eine Auszeit bräuchte.

„Es kann ja immer mal vorkommen, dass ein Polizist gezwungen ist, jemanden zu töten. Manchmal ist das unausweichlich...“, wand er sich verlegen, während Breschnew ihn musterte. Kalt wie ein Auftragskiller!

Armer Chef! Sie hätte sich ja nie verstiegen, diesen Kerl nach so was zu fragen. Aber das musste man Kesselschmied lassen. Er drückte sich nie vor etwas, was er für seine Pflicht hielt.

Sanders beendete das Gespräch mit einem schneidend frostigem „Nicht nötig!“ und räumte dann gleich das Feld. Kesselschmied blieb mit verlegenem, aber auch verletztem Gesichtsausdruck an seinem Schreibtisch sitzen und trommelte mit den Fingern auf die Platte.

„Sind Sie sich sicher, dass er nicht doch beim KGB gelernt hat?“, fragte ihn Jasmin.

Er zuckte zusammen. „Mit KGB-Zöglingen kennen Sie sich doch sicher besser aus als ich“, bemühte er sich dann zu scherzen.

Sybille Wächters Weihnachtsgeschenk beschäftigte Kesselschmied auf dem ganzen Heimweg. Als er seine Wohnung betrat, vernahm er auch noch die Stimme von Sohn Bernie aus der Küche. Der hatte ihm gerade noch gefehlt! ‚Warum können sich Kinder nicht anmelden wie andere Leute auch? ‘, dachte er ärgerlich. ‚Warum kann man nicht sagen: Tut mir leid, heute passt es nicht? ‘ Seinen Töchtern gegenüber war das denkbar. Nesthäkchen Bernie jedoch – schwierigstes, aber auch anhänglichstes seiner Kinder – betrachtete es immer noch als uneingeschränktes Privileg, seine Eltern jederzeit und in vollem Umfang in Anspruch zu nehmen. Dabei war er inzwischen einundzwanzig.

Bernie lümmelte am Küchentisch, während seine Mutter noch mit der Zubereitung des Abendessens beschäftigt war. Seit einiger Zeit hatte er die Haare wasserstoffblond gefärbt und einen Ring in der linken Augenbraue. Dazu noch ein paar andere Piercings und Tattoos, die man zum Glück im bekleideten Zustand nicht sah.

„Sieh an, welch überraschender Gast“, konnte sich Kesselschmied nicht enthalten.

„Super“, meckerte sein Sohn prompt zurück. „Da fühlt man sich doch richtig zuhause. Als erstes vom Erzeuger blöd angemacht werden. Tust du das bei meinen Schwestern auch?“

„Die kommen nicht nur, um ihre Eltern anzumotzen“, stelle Kesselschmied klar.

„Frag dich doch mal, woran das liegt“, gab Bernie gehässig zurück. „Ich hab noch gar nichts gesagt und schon kommt ‘n blöder Spruch von dir.“

„Jetzt fangt bitte nicht wieder an zu streiten“, jammerte Ann-Sofie mit Leidensstimme – wie immer in solchen Situationen. Wenn Mann und Sohn aufeinander trafen, verließ sie immer häufiger die gewohnte Souveränität.

‚Wir sind schon in ein paar ziemlich beschissene Rollenmuster reingeraten‘, dachte Kesselschmied und stellte die Salatschüssel auf den Tisch. Der Filius sollte ruhig sehen, dass man auch anpacken konnte, wenn man mitessen wollte. Aber Sofie nahm die Schüssel gleich wieder zurück, weil offenbar die Soße noch fehlte.

Kesselschmied seufzte, und sie sah ihn an.

„Hast du Ärger mit deinem neuen Fall?“, fragte sie. Wenn es nicht um Bernie ging, konnte sie seine Gemütslage mit nahezu hellseherischen Fähigkeiten durchschauen.

„Ärger mit dem Fall, Ärger mit dem Fall“, höhnte ihr Sohn. „Den Spruch kenn ich seit zwanzig Jahren. Wie wär’s wenn du dir mal ’ne andere Ausrede einfallen lässt, um deine miesen Launen zu begründen?“

Kesselschmied beschloss, gar nicht auf ihn zu reagieren. „Meine Chefin hat mir einen neuen Mitarbeiter beschert“, erzählte er seiner Frau. „Einen, zu dem mir alle schon eifrig kondoliert haben.“

„Oh, Gott“, rief Ann-Sofie anteilnehmend.

„Hauptkommissar Leonid Sanders“, bekannt er.

„Was?“, schrie sie entsetzt und ließ fast den Brotkorb fallen. „Diesen Todesschützen von der Razzia?“

Selbst Bernie wurde neugierig: „Den, der diesen Dealer umgelegt hat?“, fragte er. „Der dürfte ein anderes Kaliber sein als deine schnuckeligen Assistenten, was?“ Dabei setzte er dieses schmierige Grinsen auf, das er immer hervorholte, wenn es um die Mitarbeiter seines Vaters im Allgemeinen oder Mirko Behringer im Besonderen ging. Anfangs hatte er Kesselschmied damit zur Weißglut gebracht. Aber es war sinnlos, seinen Sohn deswegen zur Rede zu stellen. Denn der behauptete selbstverständlich, überhaupt nichts gegen Homosexuelle zu haben. Kesselschmied nahm ihm das sogar ab. Nur um seinen Vater zu provozieren, war Bernie jedes Mittel recht.

„Bei den Kollegen heißt er Breschnew“, berichtete Kesselschmied also mit erzwungener Ruhe in Richtung seiner Frau.

„Den Gag musst du mir erklären“, warf Bernie ein und riss die Sa-latschüssel an sich, kaum dass seine Mutter sie auf den Tisch gestellt hatte.

Kesselschmied war für einen Moment irritiert.

„Muss man das verstehen?“, hakte sein Sohn nach.

„Du wirst doch wissen, wer Leonid Breschnew gewesen ist?“, erkundigte sich Kesselschmied.

„Keinen blassen Schimmer“, gab sein Sprössling geradezu friedlich zurück.

„Jetzt komm“, erwiderte Kesselschmied ungläubig.

„Ich darf mal wieder dran erinnern, dass meine Schwestern die Einsen in der Schule hatten“, behauptete Bernie. „Ich bin nicht so schlau.“

„Ach, was, stinkfaul warst du“, platzte Kesselschmied heraus.

„Klar, dein Sohn darf natürlich nicht dumm sein“, höhnte der. „Wär ja vielleicht peinlich.“ Er studierte mittlerweile im zweiten

Semester Informatik. Aber er hatte seinen Eltern nie verziehen, dass er als Nachzügler auf die Welt gekommen war. Und seinen Schwestern grollte er, weil die bereits Maßstäbe gesetzt hatten.

„Breschnew war russischer Partei- und Regierungschef. Bis 82“, versuchte Kesselschmied, zu einem sachlichem Gespräch zurückzufinden.

„82 war ich drei Jahre alt, da hab ich mich noch nicht für Politik interessiert“, gab sein Sohn zurück.

„Das tust du heute auch noch nicht“, konterte Kesselschmied.

Bernie lachte los. „Okay, Alter! Punkt für dich! Aber jetzt erzähl schon, was soll das mit diesem Breschnew?“

„Du musst doch schon mal Bilder gesehen haben“, insistierte der Kommissar. „So ein ganz finsteres, versteinertes Gesicht mit dicken schwarzen Augenbrauen...“

„Wie Theo Waigel?“, wollte Bernie wissen

„Wahrscheinlich sollte ich froh sein, dass er wenigstens noch Waigel kennt. Immerhin ist es ja auch schon einige Jahre kein Finanzminister mehr“, dachte Kesselschmied sarkastisch. „Waigel gekreuzt mit Frankensteins Monster und King-Kong“, erklärte er.

Sein Sohn lachte wieder. „Okay, okay, und dazu den Oberbefehl über die russischen Atomwaffen. Ich verstehe, dass der Kerl euch Alpträume bereitet hat. Sieht dein neuer Harry genauso aus?“

III.

„Versteh doch endlich, du Penner“, grölte der Mann, schier überschnappend vor aggressiver Heiterkeit. „Isch sach nix, isch sach nie was, warum sollt isch?“ Er hockte auf einer Bank im Steglitzer Stadtpark inmitten mehrerer malerisch ausgebreiteter Plastiktüten, die alle einschlägigen Billigsupermärkte repräsentierten. „Was willst, heh? Nix! Du kannst mir nix! Womit willst mir drohn?“ Der Kerl trug mehrere Schichten Kleider übereinander, die von Sicherheitsnadeln zusammengehalten wurden. Dazu hatte er einen struppigen ergrauten Rauschebart und auf dem Kopf eine Bommelmütze aus der Borussia-Mönchengladbach-Fankollektion. Schätzungsweise Saison 70/71. „Anzeiche?“, wollte er herausfordernd wissen. „Geh isch glatt mit! Kaa Problem! Wär nisch das este Mal im Bau! Schläche? Geh isch zur Presse, isch kenn da ähn, der mal 'ne Geschicht mit mir gemacht hat, zu däm gäh isch!“

Nachdem sich Sanders in das alkoholschwangere Hessisch eingehört hatte, konnte er die Argumente des fröhlichen Pennbruders nur noch einleuchtend finden. Um jemanden unter Druck zu setzen, musste man vor allem wissen, mit was man drohen konnte. Aber was hatte dieser zerlumpte Kauz schon zu verlieren? Bei manchen Obdachlosen fanden sich noch Relikte aus bürgerlichen Tagen. Ein gewisser Respekt vor der Obrigkeit zum Beispiel. Aber wer erst mal die Freiheit der Renitenz entdeckt hatte – wie dieser Gladbach-Fan – war kaum noch zu packen.

Sanders beschloss, seine Niederlage einzugestehen und einfach weiterzugehen. Wenn der Kerl der einzige Schlüssel zu diesem Charlie gewesen wäre, hätte man sich etwas einfallen lassen müssen. Aber er wollte nicht seine Zeit verschwenden, nur um dann herauszufinden, dass der Rauschebart wirklich keinen Charlie kannte. Außerdem merkte Sanders, wie mies er selber drauf war.

Es ärgerte ihn, dass er sich von seinen Emotionen bei der Arbeit beeinflussen ließ, und dieser Ärger machte natürlich alles nur noch schlimmer. Eigentlich war er zu routiniert, als dass ihm so was passierte. Hatte er jedenfalls gedacht. Aber im Moment fühlte er sich hilflos wie ein Amateur. Er musste irgendeinen Dreh finden, sich gegen diese beschissene Versetzung zur Wehr zu setzen. Aber ihm fiel nichts ein. Er wusste nur, dass er sich so was nicht bieten lassen durfte. Nicht in eine Abteilung, die im ganzen LKA als Onkel

Ricks Kuscheltrupp bekannt war. Die Anfängergruppe beim netten Onkel Kesselschmied, der früher mal – als Berlin noch eine Insel war – als guter Ausbilder gegolten hatte.

Es gab Leute, die Morddezernat höher ansetzten als Rauschgift. Es gab auch viele, die sich alle zehn Finger abgeschleckt hätten, um hier im gediegenen Berliner Süden nach einem harmlosen Penner suchen zu dürfen. Wenn jemand eine ruhige Kugel schieben wollte, dann war das Morddezernat wahrscheinlich die Erfüllung seiner Wünsche. Sanders machte sich da keine Illusionen. Bei Familien-dramen saßen die Mörder oft schon heulend neben der Leiche. Oder sie hatten so viele Anfängerfehler gemacht, dass sie leicht zu schnappen waren. Wenn aber größere kriminelle Machenschaften hinter dem Ganzen steckten, wurden doch wieder die anderen Abteilungen eingeschaltet. Rauschgift, OK, Wirtschaftskriminalität oder gar das BKA. Eine Stelle in der Mordkommission war etwas für verdiente Beamte kurz vor der Rente. So wie Heinrich Kesselschmied!

Wahrscheinlich latschte er gerade durch den langweiligsten Kiez von Berlin. Der gepflegte Steglitzer Stadtpark widerte Sanders an. Kaum Müll auf den Wiesen, keine demolierten Abfalltonnen, keine Scherben und nur hier und da mal ein paar Graffitis auf den Bänken. Von Spritzen oder gebrauchten Kondomen gar nicht erst zu reden. Dafür trugen einige Hundeomis doch tatsächlich Schüffelchen spazieren, um den Dreck ihrer Tölen vorschriftsmäßig zu entsorgen. Und das in Berlin! Der zentrale Weg durch den Park war breit wie eine Autobahn und hässlich wie eine preußische Siegesallee. Kein Wunder, dass sich da kein Penner niederließ. Wahrscheinlich wäre er auch sofort wieder verjagt worden. Nur der renitente Borussia-Fan trotzte diesem feindlichen Ambiente.

Sanders mochte den ganzen Berliner Süden nicht. Zu viele reiche Villengegenden, in den höchstens mal die verwöhnten Professorenkinder randalierten. Großstadt, das fand in Moabit statt oder im Wedding, Schöneberg und Neukölln. Hier im Süden wohnten doch nur Leute, die sich gerne mit dem Attribut Berlin schmücken wollten, einen gutbezahlten Job an der Uni hatten und abends die hochsubventionierte Staatsoper besuchten.

Aber wahrscheinlich würde seine neue Arbeit ihn öfters dorthin führen, weil sich die zu Gutverdienenden die Zeit mit Ehekrach und anschließenden blutigen Eifersuchtsdramen vertrieben.

Verdammt, er wollte sich nicht mit so was beschäftigen! Hatte keine Lust, sich mit wirren Beziehungsgeschichten zu befassen und am Ende womöglich noch Mitgefühl für die Täter zu zeigen. Er war Spezialist für Rauschgifthandel, hatte als verdeckter Ermittler gearbeitet und besaß gute Kontakte in der Szene. Er hätte sich nie träumen lassen, dass man solche Qualifikationen einfach ans Morddezernat verschleudern würde – nur weil sein Ex-Chef Bruns Angst vor der Presse hatte und diese karrieregeile Mordzicke irgendwelche persönlichen Ränke spann.

Wahrscheinlich war Kesselschmied gar nicht schlimmer als Bruns. Aber Bruns hatte ihm nicht viel sagen können. Ein verdeckter Ermittler hatte seine Freiheiten. Denn dorthin, wo er arbeitete, konnte und wollte ihm kein Vorgesetzter folgen. Da war man auf sich gestellt, von niemandem abhängig und hatte seine Entscheidungen selbst zu fällen. Und all das hatten ihm diese Idioten einfach weggenommen – ohne jede Nachforschung! Nur weil er in der entscheidenden Situation richtig gehandelt hatte und damit diesem beflissenen Schleimscheißer Max Engels das Leben gerettet!

Engels war schon immer scharf auf seine Stelle gewesen. Oder besser auf das Renommee, das damit verbunden war. Denn von allen Männern der Abteilung eignete der sich eindeutig am wenigstens zum verdeckten Ermittler. Daran würde auch seine, Sanders, Degradierung nichts ändern. War schon ausgerastet der Kerl, wenn ihn mal wieder jemand Marx-Engels genannt hatte! Aber träumte davon, der coole Under-Cover-Agent zu sein...

Eigentlich hatte die Versetzung nur eine positive Seite. Sein Weg zur Arbeit hatte sich halbiert, seit er nur noch zum Zoo und nicht mehr nach Tempelhof musste. Aber wenn er dann zur Ermittlung in die blödesten Außenbezirke geschickt wurde, blieb nicht einmal dieser winzige Vorteil.

Kesselschmied hing am Telefon und unterhielt sich mit Leuten, die Angehörige vermissten. Gerade hatte er eine Ehefrau am anderen Ende der Leitung, die ihm partout nicht glauben wollte, dass das Opfer noch nicht fünfundsiebzig sein konnte. Sie war sich völlig sicher, auf dem Bild in der Zeitung, ihren verschwundenen Mann erkannt zu haben. Kesselschmied hatte auch schon mit einem Mann

diskutiert, der seine Frau vermisste. Seine Angetraute hätte eine etwas derbere Statur, hatte der Anrufer behauptet, die könne man schon mal für einen Kerl halten. Kesselschmieds zarter Hinweis, der Tote sei nackt gewesen und mit allen primären und sekundären Geschlechtsmerkmalen eines Mannes ausgestattet, war geflissentlich ignoriert worden. Langsam kam sich der Kommissar vor wie beim Notruf für Wahrnehmungsgestörte. Seine Schreibtischunterlage war voll gekritzelt mit Strichweibchen, die seiner Chefin ähnlich sahen und mit Hörnern und Dreizack geschmückt waren. Er musste unbedingt daran denken, diese Werke zu vernichten, bevor Sybille Wächter ihm die nächste Aufwartung machte.

Kaum hatte er die hartnäckige Ehefrau los, klingelte das Telefon schon wieder.

„Kesselschmied, Mordkommission“, meldete er sich mürrisch.

„Rick, wat ist los? Stress?“, prustete Gisela Apel am anderen Ende der Leitung.

„Oh, Tschuldigung, Gisela“, gab er peinlich berührt zurück.

Die Chefin der Spurensicherung lachte nur. „Und ick hab extra Schnell-Service für dich jemacht“, verriet sie.

„Womit hab ich das verdient?“, erwiderte Kesselschmied. Doch in Wahrheit kam er öfters in diesen Genuss. Gisela war nicht nur beruflich eine Perle, sondern auch seit Jahren eine gute Freundin von ihm und seiner Frau. Wie lange man normalerweise auf Laborergebnisse warten musste, bekam Kesselschmied nur dann zu spüren, wenn die Chefin im Urlaub war. Dann verstand er, wie den Kollegen zumute war, die mit ihren Ermittlungen nicht weiter kamen, weil die Halbgötter in Weiß andere Arbeiten als vordringlich betrachteten.

Sybille Wächter war diese freundschaftliche Verbindung zwischen ihrem Intimfeind und der Spurensicherung natürlich ein Dorn im Auge. Aber gegen Gisela kam sie nicht an. Nicht gegen eine Frau, die von der ganzen Berliner Kripo als unumstrittene Kapazität geachtet wurde.

Leider hatte Gisela aber diesmal keine entscheidenden Hinweise parat. Das Reifenprofil war von einem der gängigsten Typen der Republik. Dazu gab es Abdrücke von Nike Turnschuhen Größe 44 und einem ebenfalls gängigen Salamander Modell in 46, Fuseln von schwarzem Wollgewebe und zwei kurze, dunkle, schon leicht melierte Haare. Prima Hinweise, um einen Verdächtigen zu überführen. Ziemlich wertlos, um ihn zu finden.

„Dat Teil, wo die Fuseln von sind, dat muss'n bisken wat Besseret seen“, meinte Gisela. „Un diese Salamanda-Treta, die sind ooch nich billich.“ Der große Österreicher, so erinnerte sich Kesselschmied, hatte laut Zeugenaussage Turnschuhe getragen. Also mussten die teuren Schuhe zu dem Osteuropäer gehören. 46 war eine gewaltige Größe für einen kleingewachsenen Mann. Kesselschmied dachte einen Moment darüber nach, ob er eine öffentliche Fahndung einleiten sollte. So auffällig, wie die Täter waren, konnte die Sache durchaus Erfolg haben. Andererseits würde er die beiden damit warnen. Kesselschmied dachte an den obdachlosen Zeugen und entschied sich dafür, mit einem öffentlichen Vorgehen noch zu warten.

„Ick hab ooch mit Ötzi jeplaudert“, fuhr Gisela unterdessen fort. Kesselschmied horchte auf. Denn bei Gisela Apel redete Ali Özgul wirklich. Ihrem lebensfrohem Dampfwalzencharme waren nicht einmal die Skrupel des türkischen Pathologen gewachsen.

„Paß uff, Rick, der Mann hat ziemlich jesoffen, bevor er hops jejangen is“, berichtete sie. „Außadem wara beim Mexikana essen.“

„Weißt du das genau?“, fragte Kesselschmied verblüfft.

„Kannst ma Ötzi fragen, wie halbverdaute Tacos oossehen“, gab sie zurück. „Ick hab noch nich jeessen und wollt' et nich janz so genau wissen.“

„Du bist ein Schatz, Gisela“, bedankte sich Kesselschmied.

„Dann mach ma wat draus“, zog sie ihn auf. „Oosführliche Bericht uffem üblichen Dienstweg. Allet klaa?“

„Grüß, Holger“, sagte er. „Und ein schönes Wochenende euch beiden!“

Holger war Giselas höchst ergebener Gatte und außerdem Kesselschmieds Steuerberater. Im Gegensatz zu seiner Frau sprach er kaum. Aber er wirkte nicht unglücklich dabei.

Kesselschmied legte den Hörer auf und griff zu den Gelben Seiten. Berlin hatte unendlich viele mexikanische Restaurants. Hoffentlich hatte der Mann in der Nähe des Tatorts gespeist. Konnte natürlich auch sein, dass er selber gekocht hatte. Oder eingeladen worden war. Aber in Gegenwart von Ehefrauen, die liebevoll Tacos füllten und Nachos überbackten, brachte man einander nicht um. Nein, erst ein mexikanisches Lokal, dann eine Sauf tour unter Männern, schließlich ein Streit....

Sanders verspürte den Wunsch, sich so richtig zulaufen zu lassen. Dabei war der Rotwein, den er gereicht bekam, genauso schlecht wie seine Stimmung. Natürlich war es korrekt, dass Kesselschmied Wochenenddienst angeordnet hatte. Natürlich musste zuallererst dieser verschwundene Zeuge aufgetrieben werden. Aber deswegen hatte er trotzdem keine Lust, mit einer Truppe Obdachloser in einem zugigen, halbverfallenen Fabrikgebäude herumzuhocken und sich anzuhören, was jeder einzelne von ihnen zum Thema Charlie zu sagen hatte. Einen Pennbruder konnte man vielleicht zügig ausfragen, eine ganze Horde nicht. Dazu bedurfte es eines ausgiebigen Palavers. Sanders kam sich vor, als wäre er in einen Indianerstamm geraten, nur dass statt der Friedenspfeife die Zweiliterflasche kreiste. Er versuchte, sich seine schlechte Laune nicht anmerken zu lassen. Immerhin waren diese Berliner Rothäute durchaus kooperationsbereit. Sie hatten ihn freundlich auf eine klamme Matratze gebeten, teilten bereitwillig ihren Fusel mit ihm und überlegten seit über einer Stunde intensiv, ob nicht vielleicht doch einer einen Charlie kannte. Draußen regnete es ohne Pause und Sanders fror inzwischen beträchtlich.

„Sach ma, der da imma anna U-Bahn rummacht. Ick komm jetzt nich uff de Station. Beim Krankenhoos drüben in Tempelhof.“

„Jenau! Der mit'm kleenen Köta.“

„Heeßt der nich Charlie?“

Es dauerte zehn lange Minuten, bis irgendeinem einfiel, dass er den Mann schon mal als Horst kennen gelernt hatte. Sanders fühlte sich in seinem Eindruck bestätigt, dass viele Menschen mit dem sozialen Abstieg umständlicher wurden. Sie brauchten morgens so lange, ihre zwei Plastiktüten zu packen, wie sie früher wahrscheinlich für eine mehrwöchige Urlaubsreise investiert hatten. Aber schließlich hatten sie ja auch Zeit. Was drängte schon einen Penner? Im Gegensatz zu einem schlecht gelaunten, mangelhaft motivierten deutschen Kriminalbeamten?

Sanders merkte, wie seine Blicke und Gedanken abschweiften. Das Lager um ihn herum – auf den ersten Blick einer wilden Müllkippe ähnlich – war auf den zweiten mit traurigen Relikten eingestiger, bürgerlicher Wohnkultur geschmückt. In zwei leeren Gurkengläsern steckten verwelkte Blumen. Darunter war ein dreckiges

Stück Stoff mehr bemüht als malerisch über Obstkisten vom Großmarkt drapiert. Sanders fragte sich, wie lange es bei manchen Leuten dauerte, bis die Sehnsucht nach solchen Ikonen eines trauten Heims starb. Und was alles früher starb.

„Heh, klar kenn ich Charlie“, rief plötzlich einer seiner sieben Saufkumpane aus und schlug sich klatschend gegen die Stirn. „Charlie! Mensch, bin ich blöd! Das ist doch der, der da immer im Stadtpark rumsitzt. Am Turm. Du verstehst schon, Chef?“

Sanders nickte, obwohl er sich im Moment an keinen Turm im Steglitzer Stadtpark erinnern konnten

„Ja, da sitzt er immer. Der hat so `ne Fußballmütze auf und schaut immer den Künstlern zu.“

„Mönchengladbach?“, erkundigte sich Sanders misstrauisch.

„Gladbach?“, fragte der Mann zurück. „Nee, nich Gladbach. Bayern. Charlie is Bayern-Fan. Aber letztes Jahr, wie die da verloren ham, Champaigns-Liga oder wie das heißt, da hat er sie weggeschmissen. Ja, der sitzt da immer bei denen Künstlern mit ihrem Eisenschrott.“

An Künstler mit Eisenschrot konnte sich Sanders beim besten Willen nicht erinnern. Er konnte sich auch nicht vorstellen, dass so etwas jemals im Steglitzer Stadtpark geduldet worden wäre. Ein paar Nachfragen brachten zutage, dass der Mann den neuen Park auf dem Süd-Gelände, dem ehemaligen Schöneberger Rangierbahnhof, meinte. Da wurden irgendwelche Skulpturen aus alten Eisenbahnschienen gebogen.

„Danke“, sagte Sanders und stand endlich auf. „Sie haben mir sehr geholfen.“ Er beeilte sich wegzukommen, bevor jemandem einfiel, dass er vielleicht doch noch wen kannte, der möglicherweise Charlie hieß. Draußen war der Regen inzwischen fast in Schnee übergegangen und hatte den unbefestigten Trampelpfad durch die Industriebrache in glitschigen Morast verwandelt. Aber das merkte Sanders erst, als er schon ausrutschte. Er fiel in voller Länge in den Matsch. Slapstickreif vermutlich. Dabei verspürte er einen heftigen Schlag gegen das rechte Bein. Als hätte ihm jemand mit einem Stock auf die Achillesferse geschlagen. Doch hinter ihm war nichts und niemand. Nur der Schmerz war real.

Erst jetzt zeigte sich einer der Obdachlosen in der verfallenen Türöffnung der Ruine. Bevor Sanders jedoch auf die Beine kam, stand die ganze Gruppe schon um ihn herum und streckte ihm

hilfreich die Hände entgegen. An ihrer Stelle hätte er schallend gelacht. Wahrscheinlich hatten sie alle ihre schlechten Erfahrungen mit der Polizei gemacht und einen Bullen im Dreck bekamen sie wohl selten serviert. Doch stattdessen versuchten sie eifrig, ihn wieder auf die Beine zu ziehen. Blöd nur, dass er auf solche Hilfe lieber verzichtet hätte. Blöd auch, dass sein Bein sofort wieder wegsackte. Irgendetwas musste ernsthaft kaputt sein.

„Was'n passiert, Chef?“, fragte einer der Obdachlosen. „Was gebrochen?“

„Ach, was! Umigschnackelt ist er halt“, fiel ihm eine Frau ins Wort, die in besseren Tagen wohl mal in Bayern gelebt hatte. „Da tun mer Wasser drauf, dann geht's scho wieder.“

Sanders wäre in jeder Hinsicht lieber allein gewesen. Auch wenn er auf allen Vieren zur nächsten Straße hätte krabbeln müssen. Aber seine sieben Samariter waren nicht abzuschütteln. Gemeinsam zerrten sie ihn zurück zu ihrem Lager. Sanders setzte sich und tastete nach der Sehne. Es tat weh, sonst spürte er nichts Außergewöhnliches. Vielleicht war es nur ein Wadenkrampf. Er versuchte den Muskel zu dehnen, aber der Schmerz ließ ihn ganz schnell wieder damit aufhören.

„Ich ruf die Frau Doktor, Chef, die ist nett“, versicherte ihm einer seiner Zuschauer. „Letzten Winter mit meinen abgefrorenen Finger, da ist sie auch gleich gekommen.“

„Ach, was, doa legn ma an koalden Lappen aufi und wart'n paar Minuten“, mischte sich wieder die resolute Bayerin ein und begann an Sanders Hosenbein zu zerrn. Doch die engen Jeans ließen sich nicht aufkrepeln und einen Strip mochte er ihr nicht bieten. Er überlegte. Eigentlich musste es trotz der Schmerzen möglich sein, zur nächsten Straße zu humpeln, vielleicht ließ sich irgendwie auch eine provisorische Krücke auftreiben. Dann konnte er ein Taxi rufen. Er würde doch nicht wegen eines Wadenkrampfes einen Notarzt alarmieren! Andererseits würde er damit am problemlosesten seinen übereifrigen Helfern entkommen. Sollten die Sanitäter mit ihren schmucken weißen Hosen ruhig durch den Matsch waten. Sanders holte sein Handy aus der Jackentasche und wählte.

Jasmin Kunkel saß am Bügelbrett und bearbeitete ihre Unterwäsche. Gelegentlich sah sie zum Fenster, beobachtete den nassen Schnee, der sich an der Scheibe auflöste, dachte an den Kollegen Sanders und grinste. Sie war ausgesprochen guter Laune. Ihr Tagewerk lag hinter ihr. Sie hatte alle Österreicher rund um den Tatort besucht. Mehr konnte keiner von ihr verlangen. Bis irgendjemand den Toten identifizierte oder Breschnew diesen Charlie anschleppte, hatte sie frei.

„Denken Sie nach“, hatte Kesselschmied ihr empfohlen, als sie ihm von ihren ergebnislosen Recherchen berichtete.

Also hatte sich Jasmin einen schönen Rotwein eingeschenkt, „So complicated“ von Van Morrison aufgelegt und sich ans Bügeln gemacht. Sie dachte auch wirklich nach, während sie sorgsam die filigranen Spitzen glättete.

Warum, zum Kuckuck, kannte keiner den Toten? Alle Berliner Zeitungen hatten das Foto brav und groß gebracht. War der Kerl vielleicht doch Ausländer, auch wenn er so hundertprozentig deutsch aussah? Vor einer knappen Stunde am Telefon hatte sie noch mit Kesselschmied um eine Woche Kaffeekochen gewettet, dass der Kerl ein Wessi war.

Der Mord hatte in irgendeiner Wohnung im Berliner Südwesten stattgefunden. Wenn aber der Österreicher nicht dort wohnte, dann musste es wohl der Osteuropäer sein. Keine Chance, den zu suchen. Wie viel tausend unauffällige, kleingewachsene Osteuropäer mochte es in Berlin geben? Aber wie viele davon wohnten in schmucken kleinen Einfamilienhäuschen mit eigener Garage? Jasmin hatte den dummen Verdacht, dass ihr Chef sie schon bald wieder losschicken würde, um Haustüren abzuklappern. Dabei fingen ihre armen Füße gerade an, sich ein bisschen zu erholen.

Das Telefon störte ihre Überlegungen. Wie befürchtet war Kesselschmied dran.

„Bei aller Wertschätzung, Chef, Samstag Abend höre ich ihre Stimme eher ungern“, ließ sie ihn wissen.

„Sanders hat mich eben angerufen“, gab er ungerührt zurück. „Er ist im Krankenhaus. Bänderriss oder so ähnlich.“

Jasmin kicherte unwillkürlich los. „Wurden unsere Gebete so schnell erhört?“

„Sparen Sie sich ihre frivolen Bemerkungen“, wies ihr Chef sie freundlich zurecht. „Sie begeben sich nämlich jetzt sofort ins Steg-

litzer Klinikum, drücken ihm freundlich Ihr Bedauern aus und lassen sich informieren, wie weit er mit Charlie gekommen ist.“

„Ach, du Scheiße“, entfuhr es Jasmin mit plötzlicher Einsicht. „Soll ich etwa...?“

„Ja, mein Kind, da liegen Sie vollkommen richtig“, bestätigte Keselschmied süffisant.

„Das ganze Wochenende?“, erkundigte sie sich ohne großen Zweifel.

„...bis sie Charlie gefunden haben“, erklärte ihr Vorgesetzter.

Seufzend legte Jasmin den Hörer auf, schaltete das Bügeleisen ab und räumte die Wäsche weg. Wenn dieser Fall so weiter ging, dann würde es in den nächsten Wochen egal sein, ob sie Spitzenhemden trug oder solche aus alten NVA-Beständen. Würde sowieso keiner zu sehen bekommen.

Der Schneeregen draußen war noch ekliger geworden. Kein Wetter zum Motorradfahren. Wäre Leonid Sanders ein netter, normaler Kollege, hätte sie ihn jetzt wahrscheinlich gefragt, ob sie sein Auto ausleihen konnte. So überlegte sie kurz, ob sie bei Mirko vorbeischauen sollte, um seines zu kriegen. Aber wahrscheinlich würde sie dann von ihm und Andi zum Abendessen eingeladen. Der Lebensgefährte ihres Kollegen war noch netter als Mirko selbst und außerdem ein leidenschaftlicher Koch. Das war zuviel der Versuchung für eine allein stehende Frau, die ihre Küchenkenntnisse erstens ungerne erworben hatte und zweitens in einem Land, das für die Erfindung der Sättigungsbeilage berühmt gewesen war. Wahrscheinlich würde sie den ganzen Abend bei den beiden hängen bleiben und über Sanders und die Ungerechtigkeit der Welt jammern. Schwer seufzend griff Jasmin doch zu ihrer schwarzen Motorradkombi.

Trotz Sanders Bericht entschloss sie sich, noch einmal zu der alten Fabrik zu fahren. Weniger, um nach Charlie zu fragen. Aber sie brauchte Informationen über das Leben eines Obdachlosen in Steglitz. Wer schlief bei diesem Wetter überhaupt im Freien? Und wo? In welchem Radius bewegte man sich normalerweise? Wo gab es etwas zu essen und wo waren Treffpunkte? Wie wahrscheinlich war es, dass Charlie sein Revier in einem ganz anderen Teil Berlins hatte?

Als sie ihr Motorrad abgeschlossen hatte und dann vorsichtig durch den Matsch zur Ruine stiefelte, grinste sie unwillkürlich. Sanders war der Unfall sichtlich peinlich gewesen. Zwar hatte er sich redlich um die übliche Pokermiene bemüht, aber der Ärger war ihm dennoch leicht anzumerken. Das gehörte sich ja auch nicht, nach zwei Tagen auszufallen und hilflos wie eine lahme Ente im Krankenhausflur herumzuhängen. Besonders, wenn man von der allerhöchsten Chefin als Superbulle verkauft worden war. Jasmin hätte Brechnew natürlich noch lieber im weißen Klinikbett gesehen, bevor mundet von biestigen Oberschwestern. Aber so schlimm schien seine Verletzung leider doch nicht zu sein.

Die Obdachlosen in der Fabrik erkundigten sich aber ganz besorgt nach Sanders, nachdem sie sich als Kollegin vorgestellt hatte.

„Mensch, Medel“, meinte dann der Älteste. „Jetzt kommen’se aber erst mal oßem Rejen. Dat’se bei deem Wetter noch arbeiten müssen!“ Er trieb sogar irgendeinen Lappen auf, damit sie sich die nassen Haare trocken rubbeln konnte. Genauer gesagt, er wies eine der Frauen an, etwas zu bringen. Jasmin nahm das Angebot an, obwohl der Lappen alles andere als vertrauenserweckend wirkte. Egal, sie konnte ja zuhause die Haare wieder waschen! Die Rotweinpulle dagegen lehnte sie dankend ab. Zwar schien noch keiner der Leute davon erblindet, aber sie wollte lieber nicht wissen, welche Krankheitserreger die miteinander teilten.

„Ich muss noch fahren“, behauptete sie. Dabei wurde ihr erst bewusst, dass sie bereits eine gute halbe Flasche gehaltvollen Rioja intus hatte. Sie zündete sich eine Zigarette an und reichte die Schachtel weiter.

„Schlafen eigentlich viele bei diesem Wetter draußen?“, erkundigte sie sich dann und machte eine Kopfbewegung Richtung Ausgang.

„Wenn du’n trockenes Plätzchen hast“, erwiderte einer der Männer. Er war jünger. Wohl noch keine Fünfzig. „Und n’guten Schlafsack. Und am besten noch Zeitungen zum Ausstopfen.“

„Ja, Zeitung is jut“, fiel die ältere der beiden Frauen ein. „Dat is dat beste, dat sach ick dir. Schön dick, zwischen die Klamotten. Dat wärmt.“

„Gibt’s im Steglitzer Stadtpark so ein trockenes Plätzchen?“, wollte Jasmin wissen.

Der Mann, der ihr das Tuch organisiert hatte, schüttelte den Kopf. „Nee, is nich“, erklärte er entschieden. „Ooch im Somma nich. Da

inne Jrünanlagen, da haste dauernd Bullerei am Hals. Det macht nur eener, dem`se noch nich mit'm Scheinwerfer und zwee Schäferhunde ooßem Schlaf jerissen ham."

Während sie die sieben Ruinenbewohner ausfragte, legte sich Jasmin weitere Schritte zurecht. Möglichkeit eins: Charlie hatte irgendwo in der Nähe des Eichgartens eine Bleibe. Dann musste das Sozialamt, das ihn dort eingewiesen hatte, Bescheid wissen. Möglichkeit zwei: Er schlief im Freien. Dann sollten ihn irgendwelche anderen Obdachlosen kennen. Denn wo man „Platte machen“ konnte, da wussten die hier bestens Bescheid. Möglichkeit drei: Charlie war gar nicht aus der Gegend, sondern hatte sich aus irgendeinem ominösen Grund an diesen Abend am Teltowkanal aufgehalten. Dann hatte sie schlechte Karten, ihn zu finden. Denn alle Obdachlosen von Berlin würde man höchstens abklappern, wenn das Opfer Regierender Bürgermeister oder Angehöriger eines fürstlichen Hauses war. Aber die schienen noch alle auf ihren Posten zu sein.

Jasmin beschloss, gleich Montagmorgen die beiden Streifenpolizisten zu fragen, wie präzise Charlie in seinen Ortsangaben gewesen war.

Kesselschmied war inzwischen bei seinem Streifzug durch die mexikanischen Lokale bis nach Schöneberg gelangt. In der Nähe des Fundortes der Leiche gab es nur ein Restaurant, und ein schnöseliger Kellner hatte ihn wissen lassen, dass der Tote bestimmt nie hier gegessen habe. Angesichts der gähnenden Leere an den weißgedeckten Tischen und den Preisen auf der Speisekarte, hatte Kesselschmied ihm das auch geglaubt. Natürlich konnte der Tote überall in Berlin gegessen haben. Aber noch war Kesselschmied zuversichtlich. Da bisher niemand den Mann erkannt hatte, war er offensichtlich von auswärts. Also war er wohl entweder mit den öffentlichen Verkehrsmitteln oder mit dem Auto über eine der großen Einfallstraßen gekommen. Die nächstliegenden S-Bahnhöfe hatte Kesselschmied schon abgeklappert. Jetzt nahm er sich die Zufahrtsstraßen zur Innenstadt vor. Sofie war natürlich nicht glücklich über das verkorkste Wochenende. Aber sie wusste auch, dass die ersten drei Tage nach einem Mord die entscheidenden waren. Was am Anfang versäumt wurde, ließ sich schwer wieder gut machen. Und diesmal

waren schon zwei Tage rum, ohne dass sie auch nur einen Hinweis hatten, wer der Tote war. Vermutlich kein Berliner. Das bedeutete, er konnte von überall kommen. Auch aus dem Ausland. Osteuropa vielleicht, wie der eine Täter. Kesselschmied dachte wieder an das Gespräch mit Demski. Fast wünschte er sich Hinweise auf Bandenkriminalität. Denn dann bekäme er Verstärkung. Aber irgendwie konnte Kesselschmied nicht so recht an die Mafia-Theorie glauben. Er hatte das sichere Gefühl, dass der Tote ein Landsmann war. Erklären konnte er das nicht. Es war derselbe Instinkt, mit dem man im Urlaub andere Deutsche erkannte, noch bevor sie den Mund aufmachten. Überhaupt konnte er sich den Toten gut als einen der Barbaren am Teutonengrill vorstellen. Einer von denen, die immer ein bisschen zuviel Platz und Aufmerksamkeit beanspruchten. Mit dickem Wohnmobil vielleicht. Und mit einer Ehefrau, die den ganzen Urlaub über am Putzen und Wienern war, derweil der Gatte mit den Campingnachbarn über die technischen Vorzüge des Mobil Home debattierte.

Während seine Gedanken so abschweiften, wunderte sich Kesselschmied wieder, wie groß die Vorurteile waren, die er bereits gegen den unbekanntenen Toten gefasst hatte.

Plötzlich erblickte er ein hellerleuchtetes „Mexicana“-Schild in rot-orangen Farben mit grünem Neon-Kaktus. Sogar Parkplätze gab es. Hier konnte ein Hungriger auf der Durchfahrt schnell mal anhalten, um einen kleinen Imbiss zu nehmen. Doch kaum hatte Kesselschmied das Lokal betreten, kam die Ernüchterung. Es war so voll, dass sich bestimmt niemand an zufällige Gäste erinnern würde. Dafür merkte der Kommissar, dass er selber Hunger bekommen hatte. An der Bar gab es noch einzelne Plätze. Kesselschmied zwängte sich auf einen der hohen Hocker und sah sich um. Das Publikum bestand hauptsächlich aus Mittdreißigern. Der Tote aus dem Kanal konnte also aufgefallen sein. Doch im Gegensatz zu Teenies starrten diese Leute einen verirrtten End-Fünfziger nicht an. Kesselschmied bestellte Rindfleischburritos und ein kleines Bier. Während er wartete, beobachtete er die Frau an der Bar. Knapp dreißig vielleicht. Dem Aussehen nach konnte sie eine echte Mexikanerin sein, dem Akzent nach war sie zweifellos aus Berlin. Kesselschmied bewunderte ihre Souveränität. Um sie herum tobte das Chaos, die Kellner warfen ihr im Lärm kaum verständliche Wortfet-

zen zu, die sie an die Küche weitergab, gleichzeitig verlangte jemand etwas zu trinken. Während sie noch Bier zapfte, nahm sie schon die nächste Bestellung auf. Sie schien immer drei Dinge gleichzeitig zu machen und fand dabei noch die Zeit, mit ihren Kunden zu scherzen. Kesselschmied fand das ungeheuer attraktiv. Als sie ihm sein Essen brachte, zeigte er ihr das Bild des Toten.

„Können Sie mir vielleicht sagen, ob sie den Mann hier schon mal gesehen haben? Donnerstagabend oder früher?“

Sie nickte ohne zu Zögern. „Ja, der hat hier jeessen.“

„Wann ungefähr?“, fragte Kesselschmied.

Der Blick der Frau wurde misstrauisch. „Wir sind nich die Ooskunft.“

„Entschuldigung, Kripo“, erklärte er und fummelte umständlich seinen Ausweis aus der Brieftasche. Die Barfrau signalisierte unterdessen einem Gast, dass sie ihn gesehen hatte und sich gleich um ihn kümmern werde.

„Viel kann ick ihnen nich sagen“, ließ sie dann Kesselschmied wissen. „Er hat hier jegessen. Ziemlich früh. War noch nicht mal sieben. Sonst würd ick mich ooch nich erinnern.“ Sie machte eine Handbewegung in den überfüllten Raum hinein.

„War er allein?“, fragte Kesselschmied.

Sie nickte. „Ja. Hatte es ziemlich eilig. Er hat mit Karte bezahlt. Soll ick Ihnen den Beleg raussuchen?“

„Das wäre wunderbar.“

„Jeht aber nich gleich.“ Sie wies mit dem Kopf in Richtung ihrer ungeduligen Kunden.

„Keine Hetze!“, bremste Kesselschmied. „Wenn Sie im Laufe des Abends noch dazukommen, bin ich schon überglücklich.“

Während sie sich mit unveränderter Ruhe und Freundlichkeit dem nächsten Kunden zuwandte, machte sich Kesselschmied an sein Essen. Nach wenigen Bissen aber legte er die Gabel zur Seite und holte sein Handy aus der Jackentasche.

„Hallo, Sofie“, meldete er sich bei seiner Frau. „Was hältst du von einem netten Abend? Ich speise hier gerade ganz vorzüglich. Mit dem Rad bist du in einer Viertel Stunde da.“

Er wollte ihr auch die attraktive Barfrau zeigen. Ann-Sofie war schon immer höchst neugierig gewesen, welche Frauen ihm gefielen. Ärgerlich wurde sie nur, wenn sie seine Begeisterung nicht nachvollziehen konnte. Dann musste er mit einem empörten Ausruf

rechnen: „Heinrich, wie kannst du nur!“ Daran schloss sich meist ein ausführlicher Vortrag über die Mängel der betreffenden Dame an. Ansonsten lebte Sofie nach dem Motto: „Appetit kann man sich auswärts holen – gegessen wird daheim.“ Sie war höchst geschickt darin, seine animierte Stimmung für sich auszunutzen. Aber natürlich funktionierte das Ganze auch umgekehrt. Kesselschmied wusste haargenau, wie seine Angetraute reagieren würde, wenn er ihr schöne Frauen zeigte.

IV.

Nach einem schönen Abend mit Sofie machte sich Kesselschmied am Sonntagmorgen auf den Weg ins Brandenburger Umland. Der Zahlungsbeleg aus dem Restaurant hatte den Toten als Uwe Friedrich ausgewiesen, wohnhaft in Baruth, einer Kleinstadt südlich von Berlin – vorausgesetzt natürlich, die Barfrau hatte sich nicht geirrt.

Die Adresse, die Kesselschmied vom Kreditkartenunternehmen genannt bekommen hatte, führte ihn in eine anonyme Neubausiedlung, in der jedes Haus gleich aussah. Typische Schlüssel-fertig-Projekte von der Stange. Ohne Liebe geplant. Kesselschmied hatte sich schon manchmal gewundert, wie viel Geld Leute ausgaben, um dann doch nicht schön zu wohnen. Vielleicht war er ja ein Snob – mit seiner Altbauwohnung in einem der gediegenen Stadtviertel Berlins. Aber er konnte sich nicht vorstellen, dass seine Wohnkosten höher waren als die dieser Menschen. War halt ein bisschen eng bei ihm, technisch nicht auf dem neuesten Stand und nur Balkon statt Garten. Aber ein altmodischer Wasserboiler war ein offenkundiger Kompromiss. Mit schlechtem Geschmack konnte man sich selber bescheißen. Kesselschmied waren die offenen Kompromisse lieber. Aber er hatte das Gefühl, damit einer Minderheit anzugehören.

Er hielt Ausschau nach dem Haus der Friedrichs. Die Gartenmauer war marmorgetäfelt und das Namensschild blinkte groß und grell. Auch sonst war alles ein bisschen protziger als bei den Nachbarn. ‚Soviel zu schlechtem Geschmack‘, dachte Kesselschmied. Aber irgendwie musste man sich natürlich gegen die Uniformität der Siedlung wehren.

Wenigstens gab es in solchen Wohngebieten genug Parkraum. Er stellte seinen Wagen genau vor der schmiedeeisernen Gartentür ab. Dann drückte er unter dem grellen Messingschild einen ebenso grellen Klingelknopf. Er hörte ein mehrstimmiges Glockengeläut im Inneren des Hauses, aber sonst tat sich lange nichts. Nach dem zweiten Läuten meldete sich endlich eine unfreundliche weibliche Stimme über die Sprechanlage:

„Wer ist da?“

„Mein Name ist Heinrich Kesselschmied. Ich komme von der Berliner Polizei“, gab er ausführlich Auskunft. Je schlechter die Nachricht war, die er zu überbringen hatte, desto weniger mochte er es,

einfach mit der Tür ins Haus zu fallen. „Spreche ich mit Frau Friedrich?“

„Polizei?“, kam die Stimme gedehnt aus dem Lautsprecher. „Am Sonntag?“

„Dürfte ich bitte hereinkommen?“, fragte Kesselschmied höflich. Es folgten wieder ein paar Momente der Stille, schließlich ertönte dann doch der Summer.

Frau Friedrich war vielleicht Mitte vierzig. Sie trug einen etwas zu rosanen Pullover, etwas zu enge Stretchhosen und etwas zu dicke Goldclips an den Ohren. Die Haare harmonierten in der Farbgebung mit dem Messing-Türschild. Die mutmaßliche Witwe blickte unfreundlich und misstrauisch auf ihren Besucher. Die Türe hatte sie gerade dreißig Zentimeter weit geöffnet. Den Knauf hielt sie in der Hand, als wolle sie lästige Zeitschriftenwerber abfertigen.

Kesselschmied zeigte ihr seinen Dienstausweis und stellte sich noch einmal vor. „Darf ich hereinkommen?“

„Geht es um meinen Mann?“, fragte ihn die Frau.

„Leider“, erwiderte er überrascht. Bei der Baruther Polizei hatte bisher keine Vermisstenanzeige vorgelegen.

„Was soll er denn getan haben?“, erkundigte sich seine Gesprächspartnerin barsch.

Kesselschmied seufzte und bat zum dritten Mal, in die Wohnung gelassen zu werden. Langsam und unverändert misstrauisch gab die Frau den Weg in die Diele frei. Die Ausstattung passte im Stil hervorragend zur Bewohnerin, stellte Kesselschmied sarkastisch fest. Besonders fesselte ihn das Ensemble, das auf einer weißen Schleiflackkommode mit Goldbeschlägen präsentiert wurde. Unterlegt von einem rosa Häkeldeckchen standen dort eine schwarze afrikanische Maske, ein überdimensionaler Maßkrug mit dem Emblem des Meidericher Schützenvereins und daran geschmiegt ein Plüschbärchen, das laut herzförmigem Aufdruck vom Münchner Oktoberfest stammte.

Die Besitzerin stöckelte auf schwindelerregenden Absätzen durch ihre Wohnung. Kesselschmied nahm an, dass sämtliche Schuhe seiner Frau es zusammen nicht auf eine solche Höhe brachten.

Er rief sich energisch zur Ordnung. Auch wenn die Dame unfreundlich war und keinen Geschmack hatte: Sie war vermutlich seit Donnerstagnacht Witwe und er musste ihr das beibringen.

Im Wohnzimmer wurde er auf einem schwarzem Ledersofa platziert, das auf dickem weißem Veloursteppich stand. Den Aschenbecher auf dem gläsernen Couchtisch wollte er sich gar nicht so genau ansehen. Er brauchte seine Konzentration für das Gespräch.

„Was soll denn mein Mann getan haben?“, herrschte ihn Frau Friedrich wieder an, während er noch nach einer Einleitung suchte. Ihr Tonfall wurde immer aggressiver. Der Akzent klang nicht nach Baruth. Eher nach dem Rheinland, der Heimat des Schützen-Pokals in der Diele. Kesselschmied musste an seine Wette mit Jasmin denken.

„Frau Friedrich“, begann er und bemühte sich um Ruhe und Sanftheit in der Stimme. „Wir werfen ihrem Mann gar nichts vor. Aber könnten Sie mir bitte sagen, wo er momentan zu erreichen ist?“

„Was wollen Sie denn von ihm?“, blaffte die Frau zurück. „Was geht Sie denn das an? Er hat nichts getan.“

„Wir haben leider, den Verdacht, dass ihm etwas zugestoßen ist“, wagte sich Kesselschmied weiter vor. Es hätte lieber erst erfahren, ob Uwe Friedrich wirklich der Tote aus dem Teltowkanal war. Schließlich konnte sich auch die patenteste Barfrau irren.

Doch Frau Friedrich war noch nicht bereit, ihre Aggressivität aufzugeben. „Was soll ihm denn zugestoßen sein?“, fuhr sie ihn an. „Wollen Sie sagen, dass er im Krankenhaus ist, oder was?“

Kesselschmied schob ihr das Foto des Toten hin. „Ist das Ihr Mann?“

Sie griff nur widerstrebend nach dem Bild. Kesselschmied hatte das Gefühl, dass sie es nach einem flüchtigen Blick verärgert zurückweisen wollte. Doch dann erstarrte sie. Ihre Finger zerdrückten unwillkürlich das Papier.

„Was ist das für ein Bild?“, stieß sie hervor. „Wie kommen Sie dazu?“

„Ist das Ihr Mann?“, wiederholte Kesselschmied.

„Was ist passiert? Warum sieht er so aus?“, fuhr die Witwe ihn an.

„Frau Friedrich, der Mann auf dem Foto ist Donnerstag Nacht im Teltowkanal ertrunken“, erklärte Kesselschmied vorsichtig, obwohl er keine Zweifel mehr hatte, dass er wirklich der Frau des Toten gegenüber saß.

Sie starrte ihn mit offenem Mund an. „Ertrunken?“, fragte sie dann mit tonloser, ungläubiger Stimme. „Er kann doch nicht ertrunken sein. Mein Mann kann doch nicht tot sein.“

„Leider doch“, erwiderte Kesselschmied.

Sie reagierte nicht, sah ihn nur weiter mit runden, weit aufgerissenen Augen an. Irgendwann begann sie zu schlucken. Ein fast tonloses, rhythmisches Würgen im Kehlkopf. Dann hustete sie.

„Soll ich ihnen ein Glas Wasser bringen?“, fragte Kesselschmied.

Sie nickte.

Der Kommissar fand die Küche zu seiner Erleichterung, ohne fragen zu müssen. Er ließ ein Glas Leitungswasser ein und brachte es der Frau. Sie trank in hastigen, kleinen Schlucken, wirkte ansonsten aber wie gelähmt.

Kesselschmied setzte sich wieder.

„Frau Friedrich, was hat ihr Mann denn in Berlin gemacht?“, fragte er. Wenn sich ihre Erstarrung erst einmal gelöst hatte, würde sie wahrscheinlich nicht mehr in der Lage sein, Fragen zu beantworten.

„Nun, gearbeitet halt“, erwiderte sie automatisch.

„Was denn?“

„Na, bei der Versicherung natürlich.“

„Bei welcher Versicherung?“

Sie starrte ihn an. „Wo er angestellt war. Bei der Fides.“

„Was hat er dort genau gemacht?“

„Er ist zu Kunden gefahren.“

„Vertreter?“

Sie nickte.

„Auch am Wochenende?“

„Manchmal.“

„Er hat wirklich am Wochenende Kundenbesuche gemacht?“, hakete Kesselschmied nach.

Sie hatte inzwischen das Glas abgestellt. Während sie antwortete, zerrte sie ihre Stretchhose zurecht und pflückte mit spitzen Fingern nicht vorhandene Fusel ab. „Ich weiß nicht“, erwiderte sie. „Vielleicht hat er ja sonntags auch im Büro gearbeitet. Da müssen sie seinen Chef fragen.“

„Hat Ihr Mann denn gesagt, dass er dieses Wochenende nicht heimkommt?“, wollte Kesselschmied wissen.

„Er hat Mittwoch angerufen“, berichtete sie monoton. „Am Abend. So gegen halb neun. Wie das Fernsehprogramm schon angefangen hat. Er hat gesagt, dass er Samstag oder Sonntag kommt.“

„Hat er oft am Wochenende gearbeitet?“

„Irgendwo muss ja das Geld herkommen“, erwiderte sie und machte eine wage Handbewegung in Richtung all der Scheußlichkeiten.

„Frau Friedrich, hatte Ihr Mann Feinde?“, erkundigte sich Kesselschmied.

„Feinde?“, fragte sie zurück, als hätte sie ihn nicht richtig verstanden. „Mein Mann hatte doch keine Feinde. Mein Uwe, der hat doch keinem was getan.“ Dann begann sie zu schluchzen. Mit einer ungestümen Bewegung fegte sie das Glas vom Tisch, schrak kurz zusammen und schlug dann die Hände vors Gesicht. Kesselschmied stellte lautlos das Glas, das auf dem dicken Velours natürlich keinen Schaden genommen hatte, zurück und wartete ab. Als die Witwe sich etwas gefangen hatte, bat er sie, ihn nach Berlin zu begleiten, um ihren Mann zu identifizieren. Prompt löste er damit den nächsten Heulkampf aus.

Als Frau Friedrich dann neben ihm im Auto saß, versuchte Kesselschmied vorsichtig, Näheres über den Mann zu erfahren. Doch die Witwe blieb wie versteinert. Sie gab nur einsilbige, nichts sagende Antworten und stellte ihrerseits keine einzige Frage. Wenn man ihr glauben durfte, dann hatte es in Uwe Friedrichs Leben nur seine Arbeit und das häusliche Zusammenleben mit seiner Frau gegeben. Die Frage nach Hobbys oder sonstigen Interessen, schien die Witwe zu überfordern. Als wisse sie gar nicht, was Kesselschmied damit eigentlich meine. Auch die Erkundigung nach den Freunden ihres Mannes beschied sie so abschlägig, als wäre sie noch nie im Leben auf die Idee gekommen, er könne noch andere Vertraute haben als sie. Kesselschmied verkniff sich die Frage, warum Uwe Friedrich dann so wenig zuhause gewesen war. Baruth lag durchaus nah genug an Berlin, dass man pendeln konnte – keine anderthalb Stunden mit dem Auto. Er selber würde nicht Abend für Abend im Hotelzimmer verbringen, wenn Sofie so leicht erreichbar war.

Irgendwann erfuhr der Kommissar von Friedrichs Witwe dann doch noch, dass ihr Gatte im Angel-Verein, bei den Schützen, der Freiwilligen Feuerwehr und den Freien Wählern von Baruth gewesen

sei. Allerdings seit geraumer Zeit nur als Karteileiche. Auf die Frage, warum ihr Mann diese Aktivitäten eingestellt habe, hob die Witwe nur ausweichend die Schultern.

„Er musste doch arbeiten“, schob sie nach einer Weile nach.

Kesselschmied spürte die wachsende Anspannung seiner Beifahrerin, während er durch die sonntagsleeren Straßen von Dahlem fuhr. Als er vor dem Gerichtsmedizinischen Institut anhielt, sah die Witwe verwirrt auf. Anscheinend hatte sie eine schreckenerregende Leichenhalle erwartet, keine schmucke Villa. Als sie aber begriff, dass sie hier richtig war, begann sie doch noch zu schluchzen. Nur mit Mühe konnte Kesselschmied sie überreden, aus dem Auto zu steigen. Er nahm sie am Arm und führte sie, doch ihre Schritte wurden immer noch langsamer. Als ihnen im Flur Ali Özgul entgegen kam, starrte sie den braven Pathologen an, als sei er ein Menschenfresser. Dann brach sie mit einem neuen Weinkrampf zusammen. Während Kesselschmied die Frau mühsam hielt, schob ihr Özgul einen Stuhl unter. Dann ließen sie die Witwe einfach heulen.

„Frau Friedrich, es tut uns sehr leid ...“, setzte Ali Özgul schließlich behutsam an, doch sie fuhr erschreckt zusammen. Ohne sich von ihrem Stuhl zu bewegen, wich sie so weit wie möglich vor dem Arzt zurück.

Özgul probierte es noch einmal, aber sie reagierte mit unveränderter Panik. Sie lehnte sich schwer auf Kesselschmieds Arm und der konnte sie schließlich auf die Füße ziehen. In ihrem Bestreben, dem Pathologen zu entkommen, ließ sie sich sogar von Kesselschmied zur Leiche führen. Doch Ali Özgul hatte das Tuch noch kaum vorm Gesicht des Toten gezogen, da schrie sie auf und hastete wieder nach draußen.

Kesselschmied setzte sie ins Auto, ging aber selber noch ein paar Schritte die Straße entlang, um ungestört mit der Baruther Polizei zu sprechen. Er arbeitete gerne mit den örtlichen Behörden zusammen. Was wusste er schon von Baruth?

Der diensthabende Beamte zeigte sich schockiert, dass ein Bürger seiner Kommune Opfer eines Kapitalverbrechens geworden war, und versprach sehr bereitwillig, eine Kollegin zu verständigen, die Kesselschmied helfen konnte.

Während der Heimfahrt schluchzte die Witwe die meiste Zeit, dazwischen stieß sie die Fragen hervor, die alle Angehörigen von

Mordopfern stellten: „Wie konnte das nur passieren? Wer tut so was?“

Als Kesselschmied zurück in die hässliche Siedlung kam, wartete bereits Tanja Voss von der Baruther Polizei vor dem Haus der Friedrichs. Sie war vielleicht Mitte dreißig, aber eine blonde Dauerwelle ließ sie auf den ersten Blick älter wirken.

„Wie kann man zehn Jahre nach der Wende noch so ostig aussehen?“, dachte Kesselschmied unwillkürlich – und schämte sich natürlich sofort dafür. Schließlich war er genauso unheilbar Westberliner. Obwohl es kein Westberlin mehr gab. Nur noch die Westhälfte einer neuen Bundeshauptstadt.

Er hätte gerne wieder einen Mitarbeiter aus dem Osten gehabt – einen der etwas bodenständiger war als Jasmin. Denn für ihn selber fühlten sich Fahrten nach Brandenburg immer noch an wie Expeditionen ins Ausland. Nur die Grenzkontrollen fehlten. Aber das war in der EU genauso.

Der Kommissar stieg aus dem Auto. „Schönen guten Morgen! Kesselschmied“, grüßte er. „Es tut mir leid, dass ich Ihnen ihren Sonntag verderbe.“

Tanja Voss antwortete ihm mit einem schwer durchschaubaren Lächeln, war aber sofort zur Stelle, als sich die tränenverschmierte Witwe mühsam aus dem Auto schob. Frau Friedrich stützte sich mit sichtbarer Erleichterung auf den hilfreichen weiblichen Arm. Sie ließ sich von Tanja Voss ins Haus bringen und in einen Sessel setzen. Die Beamtin nahm ihr die Jacke ab und brachte etwas zu Trinken. Die Witwe antwortete mit einem erschöpften, dankbaren Blick. Kesselschmied hatte das Gefühl, die Frau guten Gewissens in den Händen dieser ebenso schweigsamen, wie pragmatischen Brandenburger Kollegin lassen zu können.

„Lassen Sie sie einfach reden“, schärfte er Tanja Voss zum Abschied ein. „Flößen Sie Ihr Alkohol ein, wenn das möglich ist. Schauen Sie, dass sie Informationen aus Ihr herausbekommen. Aber machen Sie keinen Druck!“

Tanja Voss nickte nur, und Kesselschmied hoffte inständig, dass sie Dinge erfahren würde, die ein wenig Licht in Uwe Friedrichs verflonesenes Leben bringen würden.

Jasmin Kunkel hatte den Sonntag in einer Steglitzer Eckkneipe begonnen, in der verkrachte Existenzen geduldet wurden und die Bierpreise zivil waren. Doch bevor sie noch richtig warm geworden war, bekam sie schon das erste tragische Schicksal erzählt.

„Und dann isse einfach abgehauen“, vertraute ihr der Mann mit Tränen in den Augen an. „Von einem Tag auf’n ander’n. Einfach weg. Wie ich abends heim komm, da lag’n Zettel auf’m Tisch. Weißte, wie so was is?“

Sie brachte es nicht fertig, ihn mit seiner Geschichte abzuwürgen. Dabei hatte er ihr längst erzählt, dass er keinen Charlie kannte. Eigentlich hätte sie weiter gemusst. Schließlich ermittelte sie in einem Mordfall. Eigentlich hatte sie nie Probleme, hart gegenüber Männern zu sein. Aber wie konnte man jemandem, der nur noch fünf Tüten und eine traurige Geschichte besaß, auch noch das Gefühl geben, seine Geschichte wäre nichts wert?

Jasmin nahm sich vor, beim nächsten Mann besser gewappnet zu sein. Doch irgendwann stellte sie mit wachsender Verzweiflung fest, dass Obdachlose von Frauen offenbar nur das eine wollten: Offene Ohren. Selbst wenn sie ganz präzise nach Charlie fragte, brachten es ihre Gesprächspartner fertig, in ein, zwei Sätzen bei der eigenen Biografie zu landen.

„Glaub mir, ich hab auch mal anders ausgesehen“, erzählte ihr einer, von dem sie hatte wissen wollen, wie der Charlie gekleidet war, den er kannte. „Das war nicht immer so mit mir! Hätte alles anders kommen können, wenn mir beizeiten ein nettes Mädchen begegnet wäre. So eins wie du!“

Inzwischen war es Jasmin auch schon egal, dass er dabei ihre Hand ergriff und tätschelte. Wenn es den armen Kerl einen Moment lang glücklich machte! Sie fragte sich, wann sie jemand zum letzten Mal als nettes Mädchen bezeichnet hatte. Konnte gut sein, dass es noch nie vorgekommen war. Über mangelnde Komplimente brauchte sie sich heute wirklich nicht zu beklagen. Überhaupt strotzten viele ihrer Gesprächspartner nur so vor altmodischer Ritterlichkeit. Sie bekam die Tür aufgehalten, sie wurde – so sehr sie sich auch sträubte – zum Bier eingeladen und jeder bedauerte wortreich, dass sie am Sonntag arbeiten musste.

Allmählich bekam Jasmin einen Blick für die Obdachlosen. Sie erkannte sie, wo sie ihr vorher nicht aufgefallen war. Sie registrierte

auch solche, die sich mit ärmlichem, aber sauberem Outfit tarnten, den so genannten Edelberber. Im Schnitt waren sie nicht ganz so nett wie ihre Brüder, die Stadtstreicher. Einige ließen richtig herabhängen, dass sie noch nicht ganz unten waren. Anstatt über ihr eigenes Elend zu sprechen, versuchten sie, Eindruck zu schinden. Außerdem waren sie herablassender Frauen gegenüber.

„Verlassen Sie sich auf mich, Fräulein“, versicherte ihr einer. „Ich kenne alle, die auf Platte machen. Morgen früh haben Sie Ihren Charlie. Das ist gar kein Thema!“ Sie gab zwar nicht die Bohne auf sein Versprechen, war aber dennoch genötigt, ihm mindestens eine Zigarette lang zuzuhören. Immerhin hatte er sie ausgegeben. Er hatte sogar extra ihre Marke besorgt, nachdem sie seine Gauloises abgelehnt hatte.

Morgen früh musste sie unbedingt als erstes aufs Sozialamt und feststellen, ob Charlie wirklich auf Platte machte oder doch einer der Edelberber war, die in städtischen Unterkünften lebten. Nein, zuerst brauchte sie eine haargenaue Beschreibung und ein Bild. Hoffentlich hatten die beiden Streifenbullen ein gutes Gedächtnis.

Später versuchte sie es noch bei den Suppenausgaben der Klöster und Kirchen. Doch auch hier wurde sie enttäuscht.

„Wer zu uns kommt, der will etwas Warmes essen, vielleicht noch ein mitfühlendes Wort“, erklärte ihr Pater Bartholomäus geradezu streng. „Aber kein Verhör. Wir fragen selten nach den Namen.“ Wenigstens wollte der Pater nicht auch noch seine Lebensgeschichte loswerden. Dabei hätte sie ihm zugehört. Er hätte ihr auch die Hand dabei halten dürfen. Heute hatte sie ihren mitfühlenden Tag. Aber wahrscheinlich witterte der gute Bartholomäus die ostdeutsche Atheistin in ihr. Tja, Pech für ihn! Da waren die Obdachlosen entschieden toleranter.

V.

Andi hatte wieder mal Frühschicht, also frühstückte Mirko in aller Ruhe im Büro. Wahrscheinlich war es auch gut, dass sein Schatz nicht sah, was er da auf seinem Schreibtisch ausgebreitet hatte. Er war sich selber nicht sicher, ob ihm das nach zwei Wochen schwerer Darmgrippe gut tat. Aber er wusste ganz bestimmt, dass er keine Schonkost mehr sehen konnte.

Von den Kollegen war noch niemand da. Also suchte Mirko auf Kesselschmieds Schreibtisch nach den aktuellen Akten und machte es sich damit gemütlich. Irgendwann war er bei Ali Özguls akribischer Obduktionsbeschreibung angelangt. Mirko sah es als gutes Zeichen, dass ihm nicht einmal die Details über den Mageninhalt des Opfers den Appetit rauben konnten.

Wenig später kam Jasmin herein. „Und schon wieder beim Fressen!“, pflaumte sie ihn zur Begrüßung an. Dabei wusste er ganz genau, dass sie ihre Finger an seinem Essen haben würde, sobald sie den Motorradhelm beiseite gelegt hatte. Jasmin war eine gnadenlose Schnorrerin. Die Lebensmittel, die sie selber käuflich erwarb, erfüllten wahrscheinlich locker die Kriterien für eine 900-Kalorien-Diät. Mirko vermutete, dass die wenigsten Frauen tatsächlich Diäten machten. Sie brauchten nur das Gefühl, als ob.

Er begann, vorsorglich schon mal die nächste Brötchenhälfte zu schmieren, bemerkte aber plötzlich verdutzt, dass seine Kollegin sich ihrer schwarzen Lederkluft entledigte – und zwar nicht nur der Jacke, sondern auch der Hose.

„Hat es irgendeinen besonderen Grund, dass du dich ausgerechnet bei mir umziehst?“, erkundigte er sich mit recht emotionslosem Blick auf ihre nackten Beine. Jasmin hatte noch nie versucht, ihn zu provozieren. Dazu war sie zu klug.

„Du sitzt auf meinem Platz“, gab sie ungerührt zurück.

Bevor Mirko nach der Bedeutung dieser wenig aufschlussreichen Bemerkung fragen konnte, platzte ein Besucher ins Büro. Der Mann ging an Krücken und sein rechtes Bein war in eine Apparatur gehüllt, die einem überdimensionierten Skischuh ähnelte, dessen Schaft bis übers Knie reichte. Der Blick des Eindringlings blieb natürlich sofort an Jasmins Beinen hängen.

„Da sehen Sie, warum Anklopfen erfunden wurde“, erklärte Mirko dem Gast freundlich, bevor dieser über den Sittenverfall bei der Kriminalpolizei herziehen konnte. „Sie wünschen, bitte?“

„Der braucht nicht klopfen, mein Bester“, wurde er aber sofort von Jasmin süffisant aufgeklärt. „Der wohnt jetzt hier. Das ist nämlich der neue Kollege, den uns unsere Chefin geschenkt hat.“

Ihr Tonfall machte klar, dass Harmonie nicht angesagt war. Da hatten sich wohl schon mächtig Spannungen aufgebaut. Besonders nett sah der Neue auch nicht aus, fand Mirko. Ziemlich verschlossen, unauffällige Gestalt, einer, der betont auf männlich machte. Was man sich halt so klischeemäßig unter männlich vorstellte.

Mirko wartete auf eine Reaktion. Irgendeine Bemerkung. Wenigstens seinen Namen müsste der Kerl jetzt doch eigentlich nennen. Oder einen Seitenhieb auf Jasmins Spitzen anbringen. Doch nichts passierte. Der neue Kollege sah nur höchst gelangweilt drein – so als seien die anderen am Zug. So was von Pokerface hatte Mirko außerhalb des Kinos noch nie gesehen. Einen Augenblick starrte er den Kerl einfach verdutzt an, und fragte sich, was der mit so einer Show bezwecken wollte. Aber Pokerface verriet es ihm natürlich nicht. Er blieb einfach bei seiner provokant ausdruckslosen Miene. Mirko fand das schon beinahe unheimlich.

Währenddessen spazierte Jasmin in einem Slip herum, der wohl nicht allzu weit von der Kategorie Reizwäsche entfernt sein konnte. Erst legte sie Helm und Lederkombi ordentlich zur Seite, dann vergriff sie sich routinemäßig an Mirkos Frühstück. In aller Ruhe schnitt sie sich ein Brötchen auf und belegte die eine Hälfte mit Schinken. Erst nach dem zweiten Bissen entschloss sie sich, endlich einen Rock anzuziehen. Sie holte ihn aus einem Schrank, in dem Mirko eigentlich seine eigenen Sachen vermutet hatte. Es war seiner Kollegin deutlich anzumerken, welch höllischen Spaß es ihr machte, so zu tun, als wäre der Neue auch schwul oder siebenundfünfzig und glücklich verheiratet. Mirko nahm an, dass Pokerface zu den Männern gehörte, die besonders empfindlich auf solche Unterstellungen reagierten. Doch dieser blieb bei seinem ungerührten Blick.

Nachdem Jasmin schließlich doch noch eine Strumpfhose und Pumps angezogen hatte, griff sie nach Mirkos Kaffeetasche, nahm einen kräftigen Schluck und kassierte die zweite Brötchenhälfte ein.

„Ich hab eine Verabredung“, erklärte sie ihm. „Wenn ich wiederkomme, hätte ich meinen Schreibtisch gerne geräumt und entkrümelt. Du sitzt jetzt nebenan beim Chef! Ciao!“ Damit war sie aus dem Raum.

Mirko entschloss sich nach einem Moment der Verwirrung zu einem weiteren Kommunikationsversuch in Richtung Pokerface. „Sie sind jetzt also in unserer Gruppe?“, erkundigte er sich betont freundlich. Er bekam ein unbestimmtes Grunzen zur Antwort. „Na, klasse!“, dachte er. „Hier war ja wohl schon einiges los.“

„Ich bin Mirko Behringer“, versuchte er es noch mal auf die nette Tour. Doch der Mann an der Tür machte immer noch keine Anstalten zu antworten. „Und Sie?“, setzte Mirko also hinzu.

„Sanders“, ließ ihn Pokerface gnädig wissen.

„Was haben Sie denn mit ihrem Bein gemacht?“, erkundigte sich Mirko als Nächstes. „Skiunfall?“ Eine nette, nahe liegende Frage, fand er. Schließlich waren die meisten Menschen tiefbeleidigt, wenn man ihre Wehwehchen nicht zur Kenntnis nahm. Auch Parzival war ja seiner Zeit aus dem Gral geflogen, weil er es unterlassen hatte, öffentlich Mitgefühl zu äußern. Doch Pokerface schien ein anderes Kaliber zu sein als der sieche Gralskönig. An dem leichten Schatten, der sich über die Miene seines neuen Kollegen legte, erkannte Mirko sofort, dass er in einem Fettnapf gelandet war.

„Sehen Sie hier irgendwo Schnee?“, knurrte ihn dieser Sanders an und stellte die Krücken beiseite, um umständlich an Robert Bäumlers früherem Schreibtisch Platz zu nehmen. „Wissen Sie, was Berge sind?“ Mirko lag heftiger Protest auf der Zunge. Erstens brauchte ein Berliner ihm als Süddeutschem nichts von Bergen erzählen und zweitens konnte man ja wohl auch von Berlin aus einen Ski-Wochenendtrip nach Tschechien unternehmen. Aber dann ging ihm gerade noch rechtzeitig auf, dass die Assoziation schon ein bisschen blöde gewesen war, Sanders müsse einen Skiunfall gehabt haben, nur weil seine Beinschiene wie ein Skistiefel aussah. Mirko rettete sich schnell zurück zu seinem Frühstück und der Akte. Weitere Kommunikationsversuche in Richtung Pokerface verkniiff er sich. Er wollte erst mal wissen, was hier los war. Als er nebenan Kesselschmied hörte, nahm er die Akten und ging hinüber. Die Tür zwischen den beiden Büros, die gewöhnlich offen stand, schloss er dabei sorgfältig.

„Oh, hallo, Mirko“, rief sein Chef erfreut aus. „Na, wieder auf'm Damm?“ Er nahm die Akte entgegen und staubte ein paar Frühstückskrümel in den Papierkorb. „Ich sehe schon: Ihnen geht's wieder gut.“

Mirko grinste. „Sagen Sie, Chef, was ist hier eigentlich los?“, fragte er dann.

Kesselschmied schien nicht so recht zu wissen, worauf er hinaus wollte. „Wieso?“, erkundigte er sich. „Wir haben einen Fall. Aber das werden Sie wissen.“

„Ich meine den neuen Kollegen“, erklärte Mirko.

„Ach, hat Jasmin es Ihnen schon erzählt?“, rief sein Vorgesetzter aus.

„Jasmin ist nach einer wenig erhellenden Szene gleich wieder abgehauen und er selber hat mir gerade mal seinen Nachnamen geraten“, klärte Mirko seinen Chef auf.

„Er ist da?“, rief Kesselschmied verdutzt. „Ich dachte, der wäre im Krankenhaus.“

Mirko schüttelte den Kopf. „Nebenan. Mit Krücken. Was ein wahrer Mann ist... Das ist doch der Typ.“

Kesselschmied stöhnte. Es gab Katastrophen, die waren vorhersehbar, und die Tatsache, dass Mirko und Sanders sich wohl noch weniger verstehen würden wie Jasmin und der neue Kollege, gehörte eindeutig dazu. Aber immerhin bewegte sich im Fall etwas. Er hoffte, dass sich das positiv auf die Stimmung im Team auswirken würde.

Als Kesselschmied Jasmin draußen im Flur hörte – er kannte ihren Schritt inzwischen ziemlich gut, obwohl sie manchmal dreimal am Tag die Schuhe wechselte – rief er auch Sanders zur Besprechung herüber. Mirko riss eine Chipstüte auf. Die Konstitution seines Assistenten war Kesselschmied ein Rätsel. Es gab Leute, die waren zaunlattendürr, konnten aber den ganzen Tag essen, ohne zuzunehmen. Und es gab Leute, die waren zwar nicht dick, mussten aber aufpassen. Mirko sah aus wie jemand, der aufpassen musste. Aber er war eigentlich ständig am Essen, ohne dass sich an seinem Erscheinungsbild etwas änderte. Er versorgte auch noch Jasmin mit Nahrungsmitteln, die nach außen gerne tat, als würde sie nur von Salat

und Zigaretten leben. Auch jetzt schnippte sie wieder eine Kippe in den Papierkorb, als sie hereinkam. Dann hob sie eine Phantom-Zeichnung hoch.

„Darf ich vorstellen? Charlie, der unsichtbarste Obdachlose im ganzen Bezirk.“

„Haben Sie ihn immer noch nicht gefunden?“, fiel ihr Sanders mürrisch ins Wort. „Kann doch nicht so schwer sein in der Gegend.“ Kesselschmied hätte am liebsten schon wieder gestöhnt. Jasmin war nicht die Frau, die sich eine solche Kampfansage entgehen ließ.

„Ich habe unter ungefähr 80 Brücken gesessen“, erklärte sie spitz, „außerdem auf allen Parkbänken und jeder Kirchentreppe in Steglitz. Ich habe mindestens ein Dutzend Heiratsanträge bekommen, noch mehr Rotweinflaschen abgelehnt und bin zu jeder Essensausgabe gerannt.“

„Nicht einmal eine Spur?“, erkundigte sich Kesselschmied. „Das ist schlecht. Wahrscheinlich ist er gar nicht aus der Gegend.“

„Ich habe mir das Band mit dem Anruf angehört“, entgegnete Jasmin. „Charlie hat völlig präzise Ortsangaben gemacht. Der hat den Kollegen eine regelrechte Anfahrtsbeschreibung gegeben. Mit Straßennamen. Sogar den Namen der Brücke hat er gewusst. Ich wette, den kennen 80 Prozent der nächsten Anwohner nicht.“

„Von wo hat er telefoniert?“, fragte Kesselschmied.

„Gleich hinter diesem Jugendheim an der nächsten Straßenecke ist eine Telefonzelle“, erklärte Jasmin. „Wenn man sich Mühe gibt, kann man sie vom Tatort aus entdecken.“

„Wie weiter?“, wollte Kesselschmied wissen und sah deutlich, wie Sanders das Gesicht verzog. Nein, solche Fragen stellte ein Erster Polizeikommissar Mitarbeitern auf der untersten Besoldungsstufe nicht. Nur der nette Onkel Rick. Deshalb galt er auch als bester Ausbilder der Berliner Kripo. Kesselschmied piffte sich innerlich zurück. Nein, er wollte nicht sarkastisch werden. Sachlich bleiben!

„Charlie gehört wohl zu den Edelberbern“, erklärte Jasmin. „Dieser Robert Schmied hat gesagt, er hätte nicht gestunken und wäre auch nicht so verwehrlost gewesen wie die Typen auf der Parkbank. Die kenne ich mittlerweile alle. Ich hoffe, die Jungs auf dem Sozialamt können mir weiterhelfen. Sonst stehen wir echt im Regen. Denn Edelberber bemühen sich, eben nicht als Obdachlose aufzufallen. Aber vielleicht könnte ja Mirko, frisch genesen und voller Tatendrang...“

„Muss nicht sein, dass er auch noch alle kennen lernt, die es nicht gewesen sind“, gab Kesselschmied zurück, und leitete dann zu seinem Sonntagsausflug über. „Immerhin kennen wir inzwischen die Identität des Toten. Uwe Friedrich hat seit gut zwei Jahren für die Fides Versicherung gearbeitet. Obwohl er die ganze Woche und manchmal auch noch am Wochenende in Berlin war, hat er keine Wohnung gemietet, sondern immer in einem kleinen Hotel am Zoo gewohnt. Die Besitzerin sagt, er hätte nie Besuch gehabt, sei aber oft sehr spät gekommen. Manchmal erst um fünf. Ich habe das Zimmer gestern angesehen, aber nur Kleidung und Toilettensachen gefunden. Die Spurensicherung ist noch dort. Das Auto des Toten ist verschwunden, aber Kubickis Leute sind intensiv am Suchen und auch die anderen Direktionen haben Nummer und Beschreibung bekommen.“

Er machte eine kleine Pause und sah seine Mitarbeiter an. „Ich werde jetzt Friedrichs Chef aufsuchen. Sie, Mirko dürfen in Erfahrung bringen, wo sich der Mann bis fünf Uhr früh vergnügt haben könnte. Lassen Sie sich von den Kollegen auf den entsprechenden Wachen ein paar Tipps geben, aber checken Sie auch die Umgebung des Fundortes ab.“

Mirko musste grinsen. „Klappt man da nicht um halb elf die Bürgersteige hoch?“

„Überprüfen Sie es trotzdem“, wies ihn Kesselschmied an. „Und Sie, Sanders... Tja, was können Sie mit Ihrem Bein eigentlich tun?“

„Haben Sie schon die Sachen des Toten mitgebracht?“, entgegnete sein neuer Mitarbeiter kalt. „Adressbuch, Organizer, Taschenkalendarer, Kontoauszüge.“

„Wie gesagt, im Hotelzimmer war nichts“, erklärte Kesselschmied.

„Sie werden doch das Privathaus durchsucht haben“, konterte Sanders mit deutlichem Vorwurf in der Stimme.

„Dort befindet sich zur Zeit eine Witwe im ersten Schock“, hielt ihm Kesselschmied entgegen.

„Und bis der vorbei ist, hat sie alles vernichtet“, höhnte sein Gegenüber. Kesselschmied wurde wieder sehr deutlich daran erinnert, dass ihm seine Chefin diesen Kerl als Wadenbeißer zugeordnet hatte. Er schien sich geflissentlich dieser Aufgabe anzunehmen.

„Ich gehe davon aus, dass ein Geschäftsmann, der die ganze Woche unterwegs ist, sein Notizbuch nicht bei seiner Frau lässt“, gab der Kommissar zurück und merkte mit gelinder Überraschung, wie

schneidend seine Stimme klang. Die Angriffe ärgerten ihn. Vor allem, weil er die Witwe durchaus nach den Kontoauszügen ihres Mannes und einem Blick in seinen Schreibtisch hätte fragen können. Aber er hatte keine Lust, sich vor Leonid Sanders zu rechtfertigen. „Wir können schließlich nicht unmittelbar nach Überbringen der Todesnachricht eine Razzia veranstalten, wenn nichts, aber auch gar nichts, darauf hinweist, dass die Witwe in den Tod ihres Mannes verwickelt ist“, belehrte er seinen neuen Kollegen. Wer war hier seit über dreißig Jahren in der Mordkommission?

„Hat sich das beim Verhör so genau feststellen lassen?“, hakte Sanders ungerührt nach.

„Ich habe sie keinem Verhör unterzogen“, ließ ihn Kesselschmied mit unvermindertem Ärger wissen. „Dazu bestand nicht der geringste Anlass. Ich habe das Nötige gefragt und das Weitere einer Kollegin von der örtlichen Polizei überlassen.“

„Was macht die Frau denn sonst?“, spottete sein neuer Mitarbeiter. „Parkuhren leeren?“

„Herr Sanders“, fuhr Kesselschmied ihn an. Langsam bekam er wirklich Lust, diesen Kerl richtig runterzubügeln. Selbst wenn Tanja Voss sonst wirklich Parkuhren leeren sollte, war ihm das zehnmal lieber, als Leonid Sanders auf die Witwe loszulassen. Nicht nur, was die menschliche Seite anging, sondern auch in Bezug auf mögliche Ergebnisse. „Die Witwe Friedrich ist ein strohdummes Luxuspüppchen. Die braucht einen Mann, der Geld heimbringt, keine Leiche im Teltowkanal“, hielt er seinem neuen Mitarbeiter also vor. „Ich halte es wirklich nicht für sinnvoll, wenn wir Verwandte von Mordopfern generell behandeln, als würden sie den Heroinhandel in Mitteleuropa kontrollieren.“

Der Hieb hatte gegessen. Sanders verzog das Gesicht, verbiss sich aber jeden weiteren Kommentar. Dafür grinsten Jasmin und Mirko, die bisher einträchtig Chips gefuttert hatten, breit und zufrieden. Das hatte Kesselschmied eigentlich nicht gewollt.

Jasmin tauschte ihr Kostüm gegen Jeans und feste Schuhe. Dann zog sie los zu den Sozialämtern.

„Morgen, Fräulein! Na, immer noch nix?“, wurde sie von einer ihrer Wochenendbekanntschaften begrüßt. Ungefähr ein Dutzend

Menschen warteten schon in den hässlichen Fluren des Steglitzer Kreisels. Jasmin hatte eigentlich immer gedacht, was abstoßende Amtsstuben betraf, wäre der Osten nicht zu schlagen. Aber was man hier im Westberlin der 70er Jahre verbrochen hatte, war schon noch einmal einen Zacken schärfer.

Knapp die Hälfte der Wartenden kannte sie bereits. Die anderen waren keine klassischen Obdachlosen, sondern ärmlich aussehende Rentnerinnen oder ausländische Mütter mit kleinen Kindern. Sie zeigte allen das Phantombild von Charlie, erntete aber nur Kopfschütteln.

„Irgendwie komisch“, meinte einer. „Nee, den kenn ick nich. Da würd ick ma dran erinnern. Aber Platte macht der nich. Der is' doch rasiert, det machste nich, wennde uff Platte bist. Wo sollste denn, wa? Der da, der hält wat uff sich, dat siehste doch. Ick hab ooch ma anders oosjeschoot, Mädels, det kannst ma glooben.“

Jasmin kam endgültig zu dem Schluss, dass ihr Charlie eine feste Unterkunft haben musste. Doch die Sozialbeamten enttäuschten sie. Sie kannten den geheimnisvollen Penner vom Teltowkanal nicht. Dabei konnte das gutbürgerliche Steglitz eigentlich nicht so viele Obdachlose haben.

„Bei uns gehen natürlich eine Unmenge von Klienten ein und aus“, behauptete einer ihrer Gesprächspartner trotzdem. „Da kann man nicht jeden einzelnen... Aber ich glaube, doch... Dieses spitze Gesicht. Nein, ich glaube, an den würde ich mich erinnern.“ Er erlaubte ihr, eine Kopie im Flur aufzuhängen. „Probieren sie es doch mal in Tempelhof oder Schöneberg“, riet er noch. „Aber im Grunde sind diese Leute nicht so mobil. Die haben ihre ganz festen Bahnen. Schlafstelle, Parkbank, Essensausgabe, Ämter, Schnapsladen, vielleicht noch eine gute Stelle zum Betteln oder eine Kirchengemeinde, in der es Hilfsangebote gibt. Kann auch sein, dass einer in die U-Bahn steigt und ein bisschen durch die Stadt fährt. Ist schön warm, gibt Gelegenheit zum Betteln...“

Er brach ab. Aber Jasmin hatte schon verstanden. Kein normaler Obdachloser ging spazieren, um sich einen einsamen Platz zum Trinken zu suchen. Schon gar nicht in einer eisigen Novemberrnacht am Wasser. Wenn Charlie am Teltowkanal saß und soff, dann musste er mit der Stelle vertraut sein. Wehmütige Erinnerungen vielleicht? Aber wo steckte er jetzt? Hatten ihn die Mörder doch bemerkt und inzwischen beseitigt?

Sie ließ sich von dem hilfreichen Sozialbeamten eine halbwegs aktuelle Liste sämtlicher Essensausgaben und anderer Angebote für Nichtsesshafte im Bezirk geben.

Dort bekam sie auch wieder eine Menge erzählt. Leider nicht über Charlie.

„ Der Wunsch, nicht als Obdachloser erkannt zu werden, ist in diesen Kreisen weit verbreitet“, dozierte ein besonders rühriger Streetworker. Er war nicht älter als sie und hatte eine Zigarette von ihr angenommen mit dieser entschuldigenden Eigentlich-wollte-ich-ja-aufhören-Miene. „Sehen Sie, es geht uns doch auch so: Jeder braucht jemanden, auf den er heruntersehen kann. Der Edelberber auf den Stadstreicher. Der deutsche Obdachlose – leider – auf die Ausländer. Ich kenne einen, der sitzt täglich genau acht Stunden hinter seinem Hut. Wie im Büro. Und er verachtet diejenigen, die nur betteln, bis sie das nächste Bier zusammen haben.“

Jasmin seufzte: „Oh ja, das hat er mir auch erzählt.“

Mirko hatte inzwischen pflichtschuldigst festgestellt, dass man sich rund um den Eichgarten wirklich nicht bis fünf Uhr früh amüsieren konnte. Also nahm er sich jetzt die Liste zur Hand, die ihm die uniformierten Kollegen vom Zoo mit einem mitleidigen Lächeln überreicht hatten. Er beschloss, zum Warmwerden erst mal in einer Bierhalle anzufangen. Doch der Wirt lachte ihn glatt aus, als er ihm das Foto zeigte.

„Schon mal gesehen?“, johlte er. „Junger Mann, wissen Sie, wie viele Leute hier am Abend kommen. Das ist voll, alles voll.“ Dabei breitete er die Arme aus und wies auf den riesigen Raum hinter sich, wo die Stühle auf die Tische geklappt waren und die Putzkolonne für den Abend sauber machte.

Also versuchte es Mirko als nächstes im kleinen, intimen Edelpuff. Auch hier wurde gerade geputzt. Auf den roten Plüschsofas in der Eingangshalle lagen Staubtuch und Bohnerwachs herum.

„Nee, also bei uns war der nich“, erklärte der Besitzer entschieden. Dem Aussehen nach hätte er auch Sparkassendirektor sein können. „Stammkunden, verstehen Sie? Bei uns kommt nicht jeder rein. Wir sehen uns die Leute genau an. Man will ja...“ Mirko konnte beobachten, wie sich ein werbendes Lächeln auf das Gesicht seines

Gesprächspartners schlich und das Sparkassenhafte langsam verschwand. „Sie wissen schon. Also, wenn ihnen mal der Sinn nach Abwechslung steht, junger Mann... 100 Prozent Diskretion, kein Risiko und ganz nach Wunsch.“

„Vielen Dank“, wehrte Mirko ab. „Aber ich glaube nicht...“

„Sagen Sie das nicht zu schnell“, erwiderte der Mann mit einem Grinsen, das zum sofortigen Rauswurf bei der Sparkasse geführt hätte. „Blond, wette ich... Und es darf ruhig ein bisschen was dran sein, stimmt's?“

Mirko lag die Antwort auf der Zunge. „Ja, ein Schwanz“. Aber dann beließ er es doch bei einem freundlichen Lächeln und der Auskunft: „Ach wissen Sie: Ich sag immer: Hauptsache, jemand kann gut kochen.“

Kesselschmied informierte sich zuerst bei einer Kollegin von der Wirtschaftskriminalität, ob etwas gegen die Fides Versicherung vorlag.

Die Frau verneinte. „Andererseits würden wir die auch nicht gerade empfehlen. So eine Art Discount-Versicherung. Sie schließen eine günstige Hausratsversicherung ab, und wenn sie die dann in Anspruch nehmen wollen, fällt vielleicht noch ihr Bügelbrett darunter. Sie verstehen?“

Dr. Frank Rischert, der Leiter der Berliner Fides-Filiale, leistete sich jedenfalls ein sehr chefmäßiges Büro mit mächtigem Mahagoni-Schreibtisch. Die Platte dieses Ungetüms war zu Kesselschmieds Erstaunen vollkommen leer. Nichts, was auf Arbeit schließen ließ. Nur das Börsenblatt. Wenn der Mann nichts anderes las, konnte er das Foto seines toten Angestellten natürlich nicht entdeckt haben. Ob viele Wirtschaftler so eingleisig waren? Kesselschmied stellte sich einen Moment mit einem inneren Grinsen vor, wie er mit der Leitung des Börsenblattes über die Veröffentlichung von Suchmeldungen debattierte.

Dann aber lehnte er sich zurück und ließ erst einmal Frank Rischert erzählen. Der Versicherungschef steckte in einem dreiteiligen, anthrazitfarbenen Anzug und gab sich redliche Mühe, Uwe Friedrich als geschätzten Mitarbeiter darzustellen. Ein paar kurze Nachfragen machten Kesselschmied aber schnell klar, dass sich

Gehalt und Arbeitsbedingungen eher an der Grenze zur Ausbeutung bewegten.

Ali Özgül hatte im Blut des Opfers nicht unerhebliche Rückstände von Valium gefunden. „Genug, dass er nicht mehr hätte Auto fahren dürfen.“ Möglich, dass ihm das die Täter eingeflösst hatten. Aber Kesselschmied konnte sich vorstellen, dass Friedrichs Arbeitsbedingungen den Griff in den Medikamentenschrank begünstigten.

„Herzlichen Dank“, sagte er, als der Filialleiter geendet hatte. „Ich hätte dann noch gerne mit den Kollegen gesprochen, die am engsten mit Friedrich zusammengearbeitet haben. Und wenn Sie mir bitte außerdem die Namen der Kunden raussuchen lassen, denen er in den letzten beiden Jahren Versicherungen verkauft hat.“

Die glatte Geschäftsmäßigkeit seines Gesprächspartners fiel mit einem Schlag in sich zusammen. „Aber erlauben Sie mal“, stammelte er, „wieso sollte einer unserer Kunden... Das sind vertrauliche Daten.“

„Wenn es um Mord geht, dann zählen leider viele Rücksichten nicht mehr, verehrter Herr Rischert“, gab Kesselschmied unverändert freundlich und gelassen zurück. Irgendwie war die Sprache des guten Mannes mit zu vielen Floskeln durchzogen, um wirkliche Souveränität auszustrahlen. Solche Typen konnte auch ein Onkel Rick in die Enge treiben. Da brauchte es den angeblichen Verhörungsspezialisten Sanders nicht.

Natürlich versuchte Rischert, sich zu wehren. „Es geht um das Vertrauen unserer Kunden. Ich kann ihnen die Daten nicht geben und ich glaube nicht, dass Sie mich dazu zwingen können.“

Kesselschmied lehnte sich noch ein wenig weiter im äußerst bequemen Ledersessel zurück. „Dazu muss ich nur den Staatsanwalt überzeugen. Ich habe einen Toten, Herr Rischert, und muss seinen Mörder finden. Ich könnte auch Ihre ganze Firma auf den Kopf stellen lassen. Dafür bekäme ich sogar noch eher grünes Licht als für den Bruch des Datenschutzes.“ Mit seinem besten Onkel-Rick-Lächeln beobachtete er das Entsetzen auf Rischerts Gesicht. „Aber die ganzen Begleitumstände deuten mir eigentlich nicht auf eine Auseinandersetzung unter Kollegen hin“, beruhigte er den Versicherungschef dann wieder. „Sie werden jedoch verstehen, dass ich nicht die Hände in den Schoß legen kann, wenn mir bei meinen Ermittlungen Knüppel zwischen die Beine geworfen werden.“

Die Androhung einer Hausdurchsuchung hatte kleine Schweißperlen auf der hohen Stirn des Fides-Chefs erscheinen lassen. „Aber Versicherungen sind streng vertrauliche Angelegenheiten“, jammerte er.

„Wir bräuchten nur die Namen und Anschriften“, versicherte Kesselschmied. „Keinerlei Details.“

„Können Sie uns wenigstens garantieren, dass nicht durchsickert, woher Sie das Material haben?“

„Ich denke ja“, gab Kesselschmied liebenswürdig zurück. „Sollte uns das aufgrund unserer Ermittlungsergebnisse nicht mehr möglich erscheinen, werden wir Sie informieren. Darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Sie können dann immer noch Ihren Anwalt einschalten. Aber ich glaube, dazu wird es nicht kommen.“

Kesselschmieds kleiner Triumph verschwand schon auf dem Rückweg. Ein Blick in die Listen genügte, um festzustellen, dass Friedrich nur im Norden Berlins tätig gewesen war. Hauptsächlich in Reinickendorf und Pankow. Keine einzige Adresse südlich der Spree. Nahm man einmal an, dass Rischert nicht direkt in die Sache verwickelt war und die belastenden Adressen verschwieg, dann war diese Spur kalt.

Kesselschmied warf Sanders das Material trotzdem auf den Schreibtisch. Er hatte keine Zeit, sich zu überlegen, wie er einen Mitarbeiter mit Krücken sinnvoller einsetzen konnte.

„Schauen Sie mal drüber, ob sich da was findet“, wies er ihn an. „Fragen Sie auch Frau Mewes von der Wirtschaftskriminalität, ob man mit solchen Versicherungen krumme Nebengeschäfte machen kann. Er hat lausig verdient. Aber sein Haus ist voll gestopft mit allen Scheußlichkeiten, die für Geld zu haben sind.“

„Sie sollten die Witwe fragen“, beharrte Sanders.

„Bin schon unterwegs“, ließ ihn Kesselschmied wissen. „Wenn Frau Kunkel oder Herr Behringer Ergebnisse haben, sollen sie mich anrufen.“

Sanders blätterte lustlos die Listen durch. Vollkommener Schrott das Ganze! Was sollte man damit anfangen? Aber das interessierte scheinbar keinen. Sein neuer Vorgesetzter hatte ja deutlich genug

gemacht, dass er nicht in seinem Trott gestört werden wollte. Sanders bekam allmählich das Gefühl, dass die Situation zwangsläufig auf offene Konfrontation hinauslief. Entweder Kesselschmied oder er. Wenn er jemals in seinem Leben wieder vernünftig arbeiten wollte, dann würde er diesen netten Onkel Rick über die Klinge springen lassen müssen. Notfalls mit Hilfe der Wächter. Auch wenn ihm die Frau sonst reichlich unsympathisch war. Aber sich widerspruchslos in Onkel Ricks dilettantische Kuscheltruppe einzufügen, das war unmöglich.

Was zum Teufel sollte er mit diesen Versicherungslisten anfangen? Viel schien Friedrich ja nicht verkauft zu haben. Wenn man das hochrechnete, dann durfte es nicht mal zu einer Hundehütte reichen, geschweige denn zu einem Domizil für eine verwöhnte Frau. Der Mann musste irgendwelche krummen Nebengeschäfte betrieben haben. Aber Kesselschmied würde wahrscheinlich wieder mit irgendwelchen nichtigen Aussagen der Witwe zurückkommen, die ihm erfolgreich das dumme Blondchen vorspielte.

Diese geschissene Versetzung kam echt noch Längen schlimmer als in seinen übelsten Befürchtungen. Der Chef ebenso unfähig wie stur. Dazu noch diese Schnösel von Assistenten. Unerfahren, aber arrogant und auf vertrautem Fuß mit Kesselschmied. Am Freitag hatte er sich noch über die Bürotausch-Aktion geärgert. Mit welcher Arroganz nahm sein neuer Vorgesetzter an, er hätte was gegen Schwule? Inzwischen musste Sanders zugeben, dass er Mirko Behringer tatsächlich nicht ausstehen konnte. Eine hübsche Heulsuse, der Kleine. Vielleicht nicht dumm, aber auch nicht krisenfest. So einer, der sich auf seinen Kleine-Jungen-Charme verließ, und wenn der nicht mehr reichte, war Sense. Und die Kunkel mit ihrer lächerlichen Provokation heute morgen! Was hatte sie damit eigentlich bezwecken wollen?

Im Grunde hatte Sanders keinen Krieg führen wollen – nur durchsetzen, dass er seine Freiräume bekam. Aber in diesem Sumpf hier musste man ja schon kämpfen, um halbwegs anständige, konventionelle Arbeit tun zu dürfen. Und dann bremste ihn auch noch diese geschissene Verletzung! Achillessehnenanriss! Schon allein das Wort Achillessehne! Und dann nur ein Anriss, nicht einmal wirklich was kaputt, aber dafür so einen monströsen Apparat um den Fuß. Zwar konnte man das Ding zum Duschen abnehmen. Aber dafür musste man dann tausend Laschen neu befestigen und mit einer blöden

kleinen Pumpe irgendwelche Luftkammern im Inneren aufpumpen. Sanders hätte lieber einen ordentlichen, handfestem Gips gehabt. Warum brach sich heute eigentlich kein Mensch mehr das Bein? Warum zerrten sich alle nur noch irgendwelche lumpigen Bändern und Sehnen und Muskelfasern? Aber dafür wurden die Gegenmaßnahmen immer gigantischer und stempelten einen zum Idioten. Wahrscheinlich steckte da nur eine geldgeile Ärztemafia dahinter. Sanders verspürte plötzlich große Lust, sich krankschreiben zu lassen. Fluchtgedanken, die er in seiner bisherigen Polizeilaufbahn noch nicht ein einziges Mal gehabt hatte.

Kesselschmied suchte in Baruth als erstes das Polizeirevier auf und sprach mit Tanja Voss.

„Das Haus haben sie erst letztes Jahr gekauft“, berichtete die ihm sachlich. „Nachdem die Wochenenddienste ihres Mannes etwas mehr Geld in die Kasse gebracht haben. Was er genau tut, davon hat sie wirklich keine Ahnung.“

„Wie sieht denn das soziale Umfeld aus?“, erkundigte sich Kesselschmied.

„Die sind nicht von hier. Er ist '94 hergekommen. Als Vertreter für eine Firma aus dem Rheinland. Zwei Jahre später ist er dann in eine hiesige Immobilienfirma eingestiegen. Da ist sie dann nachgekommen. Aber die Firma hat schon nach einem Jahr bankrott gemacht. Seit '98 arbeitet er für diese Berliner Versicherung.“

„Und seine Frau?“

„Sie kommt scheinbar nie nach Berlin, höchstens mal nach Zossen oder Golzen zum Einkaufen. Ziemlich isoliert, würde ich sagen.“

„Haben Sie gefragt, warum sie befürchtet hat, ihr Mann hätte was verbrochen?“

„Ich habe es versucht“, erklärte Tanja Voss. „Dieser Friedrich scheint nicht gerade beliebt gewesen zu sein. Aber er war in einigen Vereinen tätig. Sogar ziemlich aktiv – bevor die Sache mit den Wochenenddiensten angefangen hat. Aber er hat wohl versucht, seine Position auszunutzen.“ Sie stockte und wirkte plötzlich verlegen. Kesselschmied war trotzdem klar, was sie meinte. Friedrich hatte den Wessi raushängen lassen. Aber seine Baruther Kollegin war zu höflich, so was ihm gegenüber auszusprechen. „Von etwas Illega-

lem hab ich nicht gehört“, fuhr sie nüchtern fort. „Nur Streits, Rivalitäten eben. Seine Frau hat ihn natürlich verteidigt, und lange und breit erklärt, warum die anderen schuld gewesen sind.“

„Wie ernsthaft waren diese Auseinandersetzungen denn?“, wollte Kesselschmied wissen.

Tanja Voss zuckte ratlos mit den Schultern. „Im Grunde ziemlich blöd eigentlich“, erklärte sie dann. Kesselschmied hatte das Gefühl, dass sie sich diesmal eine Bemerkung über typisch männliches Imponiergehabe verkniff. Er überlegte, ob er sie um Details bitten sollte. Doch er war sich sicher, dass der Schlüssel zu dem Mord in Berlin lag. Vermutlich bei irgendwelchen illegalen Geschäften, mit denen Friedrich sein Haus bezahlen wollte.

„Vielen Dank! Das haben Sie wunderbar gemacht“, sagte er also zu Tanja Voss. „Ich werde auch noch einmal vorbeifahren. So mehr aus Höflichkeit. Bei Mord ist man den Leuten irgendwie einen Kommissar schuldig. Ich melde mich wieder bei Ihnen, wenn wir etwas klarer sehen.“

Die Witwe trug inzwischen schwarz. Einen schwarzen Rock, Feinstrumpfhosen und einen paillettenbesetzten Pullover. Dazu hatte sie rosa Plüschpantoffeln angezogen. Das gestern noch grellgelbe Haar war jetzt auberginenrot getönt. Sie saß neben Kesselschmied auf der schwarzen Couch und knetete ein Taschentuch mit buntem Kindermuster in ihren Händen. Ihre Augen waren rotverweint.

„Ich begreife, wie schwer das alles für Sie sein muss“, begann Kesselschmied behutsam, „und ich versichere ihnen, dass wir unser Möglichstes tun, den tragischen Tod ihres Gatten schnell aufzuklären. Wir bemühen uns auch, Sie damit so wenig wie möglich zu belästigen. Aber ich muss Sie trotzdem um ein paar Dokumente bitten. Vor allem, was das finanzielle angeht. Möglicherweise wurde ihr Gatte ja erpresst.“

Frau Friedrich – Vorname Ramona, wie Kesselschmied inzwischen erfahren hatte – schluchzte nur und machte eine einladende Handbewegung in Richtung des pseudoantiken Sekretärs, der zwischen den Wohnzimmerfenstern stand.

Als Kesselschmied gefunden hatte, was er suchte, fragte er die Witwe noch, ob ihr Mann öfters Valium genommen habe. Doch sie wies die Vorstellung empört von sich.

„Mit so was hatte mein Uwe nichts zu tun“, erklärte sie entschieden. Es klang, als ob sie von Drogen spräche. Wo ja auch etwas dran war, fand Kesselschmied.

Auf dem Rückweg nach Berlin klingelte das Handy des Kommissars. Es war Karl Hallmann.

„Die im Labor haben noch was entdeckt“, teilte er mit, „wie sie das Blut von den Fingernägeln untersucht haben. Darunter gab es Spuren von Sperma.“

„Was?“, rief Kesselschmied überrascht.

„Scheint, dass er sich noch ein bisschen amüsiert hat, bevor er hops gegangen ist“, bekräftigte Hallmann.

„Ist es von ihm oder... Habt ihr schon eine Analyse?“

„Ist in Arbeit. Spätestens übermorgen müssten die vom Labor die Ergebnisse haben.“

Kesselschmied überlegte, ob er sofort wieder umdrehen sollte, um mit der Witwe zu reden. Doch dann rief er Tanja Voss an und erzählte ihr die Neuigkeiten.

„Sie haben doch inzwischen ein ganz gutes Verhältnis zu Frau Friedrich aufgebaut. Trauen Sie sich zu, herauszubekommen, ob sie von einer Geliebten oder sonstigen Seitensprüngen ihres Mannes weiß?“

„Nun ja, ich kann es natürlich probieren“, gab die Baruther Beamtin gedehnt zurück. Ihr Tonfall war keine Werbung für ihre Fähigkeiten. Doch Kesselschmied war inzwischen davon überzeugt, dass Tanja Voss zu den Leuten gehörte, die sich partout nicht selber verkaufen konnten. Natürlich war es ein Risiko, ihr zu vertrauen, anstatt sich persönlich um die Sache zu kümmern. Doch er hatte das unbestimmte Gefühl, dass eine Frau mehr aus Ramona Friedrich rausbekommen würde. Aber das würde er weder Sybille Wächter noch Leonid Sanders erzählen.

VI.

Jasmin Kunkel war in ihrem üblichen Morgentrott unterwegs durch das LKA. Für die Strecke vom Parkplatz zu ihrem Büro brauchte sie immer exakt eine Zigarettenlänge. Sie musste solche Gelegenheiten nutzen. Kesselschmied mochte sonst ein toleranter Chef sein, aber Lungenkrebs ließ er sich nicht anhängen. Blauer Dunst im Büro war tabu. Jasmin drückte ihre Kippe an einer sowie-so schon beschädigten Stelle des Türrahmens aus und trat ein. Sie merkte sofort, dass trotz Nikotinverzicht dicke Luft herrschte. Dabei war von Sanders gar nichts zu sehen. Mirko hatte sein übliches Frühstücksbuffet auf dem Schreibtisch ausgebreitet, schien aber kaum etwas gegessen zu haben. Kesselschmied hielt sich an einer Kaffeetasse fest und sah besorgt drein.

„Ist was?“, erkundigte sie sich verduzt.

„Allerdings“, fauchte Mirko aggressiv los. „Frau Kollegin haben mal wieder den Mund nicht halten können.“

„Wovon redest du?“, wollte sie wissen, aber der Groschen fiel gleich. Die blöde Plapperei natürlich, die ihr auch das gemeinsame Büro mit Leonid Sanders eingetragen hatte. Sie seufzte. „Tut mir leid! Das ist mir einfach so rausgerutscht.“

„Klasse, einfach so rausgerutscht“, tobte ihr Kollege. „Einfach wieder mal rumgequasselt ohne nachzudenken.“

„Jetzt mach mal halblang“, versuchte sie ihn zu bremsen. „Erstens ist es ja wohl nicht so tragisch und zweitens hätte dir so was genauso passieren können.“

Doch Mirko ließ sich nicht besänftigen. Im Gegenteil: Jetzt hatte sie ihn wirklich auf die Palme gebracht. „Nee, für dich ist es wirklich nicht tragisch“, höhnte er. „Du musst es ja nicht ausbaden.“

Jasmin lag die Bemerkung auf der Zunge, er solle sich nicht so anstellen. Aber sie schluckte sie herunter. Im Grunde verstand sie ihn. Sie hätte jemanden, der einem Arschloch wie Sanders intime Dinge über sie verriet, vermutlich gesteinigt. Außerdem war es kein guter Zeitpunkt für einen Streit. Sie mussten gegen Breschnew zusammenhalten.

„Mirko, es tut mir wirklich leid“, sagte sie also. „Aber was soll ich tun? Es ist nun mal passiert.“

„Vielleicht könntest du wenigstens deine blöden Sprüche lassen“, maulte er. Jasmin war zwar nicht klar, was er meinte, aber sie widersprach lieber nicht. Wenn er damit zufrieden war...

Kesselschmied hatte den ganzen Hickhack mit aufmerksamem Gesicht verfolgt, aber machte keinerlei Anstalten einzugreifen. Der Chef gehörte nicht zu denen, die meinten, sich immer einmischen zu müssen. Jasmin schätzte das sehr an ihm.

Sie hatte sich kaum ihrer Motorradkluft entledigt, als auch Sanders mit lautem Krückengeklapper auftauchte.

„Ja, dann wollen wir mal“, rief Kesselschmied seine Mitarbeiter zusammen. „Die Kollegen von der Streife haben gestern Friedrichs Auto gefunden. Neben dem Friedhof der Luthergemeinde.“

Sanders zog die Augenbrauen zusammen. „Das ist doch ganz im Norden?“, vergewisserte er sich. „In Waidmannslust, oder?“

Kesselschmied schüttelte den Kopf. „Der, den ich meine, liegt im südlichem Lankwitz an der Grenze zu Marienfelde“, erklärte er und zeigte den Fundort auf der großen Wandkarte. „Relativ abgelegen, aber über die Malteser-Straße zum Beispiel dürfte man recht schnell zum Eichgarten kommen.“

„In Lankwitz gibt’s auch jede Menge schnuckelige Einfamilienhäuschen“, warf Jasmin ein. Schließlich hatte sie in der Gegend schon lange, bärtige Österreicher gesucht.

Kesselschmied nickte. „Ich werde mich nachher umsehen. Die Spurensicherung ist noch mit dem Auto beschäftigt.“

„Gab’s irgendwelche Unterlagen im Wagen?“, fiel Sanders ein. Barsch wie gewohnt. „Oder händigt man uns die erst aus, wenn der Schnüffeltrupp das letzte Staubkorn analysiert hat?“

„Keine Unterlagen“, entgegnete Kesselschmied knapp, und nur Jasmin fiel der gut unterdrückte Ärger in seiner Stimme auf. „Ich habe allerdings gestern Abend die Bankbelege des Toten durchgesehen. Es gibt da immer wieder kleinere Bareinzahlungen. Von fünfhundert bis fünftausend Mark. Seit etwa zwei Jahren! Ganz unregelmäßig.“

„Also ein mieser, kleiner Erpresser?“, vergewisserte sich Mirko.

Der Chef nickte. „Sieht so aus!“

„Fünftausend erklären kein Haus“, protestierte Breschnew. „Nicht mal in Baruth.“ Jasmin meinte eine deutliche Verachtung für das ländliche Brandenburg herauszuhören.

„Ich gebe Ihnen das Material nachher. Vielleicht finden Sie mehr“, versetzte der Chef in aller Freundlichkeit. Selbst der verärgerte Unterton war aus seiner Stimme verschwunden.

„In irgendwelchen verruchten Etablissements hat ihn bisher noch keiner erkannt“, meldete sich Mirko zu Wort. „Allerdings muss ich zugeben, dass ich bisher eher in den harmloseren war.“

„Wenn ihn da jemand gesehen hat, ist das uninteressant“, raunte Sanders prompt. Mirko antwortete mit einem giftigen Blick, der Breschnew natürlich wenig juckte.

„Mirko ist auch wirklich blöd“, fand Jasmin. „Inzwischen müsste er doch begriffen haben, dass man sich vor diesem Kerl keine Blöße gibt. Wenn er Probleme mit seinem Auftrag hatte, dann sollte er das sagen, wenn er mit Kesselschmied und ihr alleine war.“

Der Fortgang der Debatte interessierte sie relativ wenig. Sie hatte ihre Aufgabe. Sie musste Charlie finden. Und inzwischen war sie fest entschlossen, das auch zu Ende zu bringen.

Statt zuzuhören, beobachtete sie die Männer. Klar, dass Sanders bissig auf Mirko reagierte. Der Kerl war wirklich verboten hübsch. Dunkle, etwas zu lange Haare, die ihm immer ins Gesicht fielen. Ebenso dunkle Augen. Ein fast mediterranes Aussehen, aber keine Spur von Latino-Charme. Stattdessen musste Jasmin bei seinem Anblick immer an britischen Landadel denken. Oder was sich ein Mädels aus Thüringen halt so unter britischem Landadel vorstellte: Gediegen konservativ, aber humorvoll und sehr charmant. Vermutlich war Mirko der spießigste Schwule, den es gab. Sein Sexualleben bestand aus Andi, Andi und noch mal Andi. Wobei man bei dem wirklich in romantische Träume von ewiger Liebe verfallen konnte. Er war zwar nicht unbedingt was fürs Auge, aber der netteste Mann diesseits der Großvateregrenze, den Jasmin kannte.

Sie verstand gut, dass Mirko Bedenken wegen der harten Nachtclubs hatte. Mit Feigheit hatte das nichts zu tun. Aber je primitiver die Umgebung war, desto mehr kam es nun mal auf die äußere Wirkung an. Jemand wie Sanders musste dort gar nichts beweisen, um ernst genommen zu werden. Mirko dagegen würde dazu wahrscheinlich erst jemanden umlegen müssen. Für Zuhälter und andere Halbweltgestalten war ein netter, freundlicher Junge, der wie Anfang Zwanzig aussah, Brille trug und unzweifelhaft aus besseren Kreisen stammte, doch ein rotes Tuch. Allenfalls taxierten sie so jemanden noch nach seinem Marktwert auf dem Strich.

Aber Sanders musste sich natürlich mit seinem kaputten Bein drücken. Der sollte erstmal beweisen, dass er wirklich so ein Superbulle war, bevor er dicke Sprüche riss! Bis jetzt war er so undurchschaubar wie die Sphinx und ungefähr genauso nützlich. Jasmin hatte wirklich noch niemanden gesehen, der derart regungslose Gesichtszüge besaß. Alle Kommunikation lief bei ihm über die Augen. Wenn man dieses permanente Signalisieren von Verachtung als Kommunikation bezeichnen wollte.

Vermutlich gab es trotzdem genug Frauen, die auf solche Typen flogen. Ob Sybille Wächter auch dazu gehörte? Jasmin grinste unwillkürlich. Vielleicht dachte die Drachenlady ja, dem Superbulle müssten toughe Karrierefrauen imponieren. Immerhin erachtete sie ihn wohl als würdigen Partner in ihrem Kampf gegen allzu viel Menschlichkeit bei der Polizei, verkörpert vor allem durch den renitenten Onkel Rick Kesselschmied.

Jasmin hatte ja so ihre Theorien über das Intimleben der Kriminaloberrätin Sybille Wächter. Entweder war sie vollkommen asexuell veranlagt. Oder sie gab zwar öffentlich die Superemanze, träumte aber im Geheimen vom Ultramann, dem Härtesten der Harten, als dem einzigen, der ihrer würdig war. Unter den Kollegen im Haus kursierte auch die Vermutung, die oberste Mordchefin wäre lesbisch. Aber das glaubte Jasmin nicht. Sybille Wächter liebte unter Garantie keine Frauen. Sie würde höchstens aus Sadismus mit ihnen ins Bett gehen. Aber das mochte Jasmin ihrer Intimfeindin gar nicht unterstellen. Sie fand die Vorstellung, dass Sybille Wächter ihr Herz an Leonid Sanders verloren hatte, viel befriedigender. Denn wenn Breschnew sich überhaupt mit Frauen einließ, dann unter Garantie nur mit Schokohasen. Süß und hohl.

Kesselschmied dagegen konnte wirklich mit Frauen. Jasmin hatte ihn in dem Moment zu ihrem Traumchef erkoren, in dem er sie mit völlig unaggressiver, ja geradezu neugieriger Stimme gefragt hatte: „Sagen Sie, beschäftigen Sie sich nur mit Ihren Fingernägeln oder denken Sie auch über unseren Fall nach?“

Sie hatte nie den Fehler gemacht, diesen untersetzten Mann mit seinem stets etwas struppigen Haar und den verbeulten Anzügen zu unterschätzen. Wahrscheinlich hatten Kesselschmieds Hände sie von Anfang an gewarnt. Er hatte Maurerpranken mit breiten, kurzen Fingern. Sie passten nicht zu dem Bild vom alternden, allzu milden Ausbildeonkel, das Sybille Wächter gerne zeichnete. Solche Finger

gehörten zu einem soliden Handwerker, der sein Metier ganz genau verstand. Aber vielleicht wussten Wessis das ja nicht zu würdigen.

Überhaupt war ihr ein Rätsel, warum Kesselschmied so oft falsch eingeschätzt und dabei meist unterschätzt wurde. Er war der offenste, ehrlichste Mensch, den sie kannte. Heinrich Kesselschmied, das waren unverhüllte Emotionen und Menschlichkeit pur. Und nicht nur milde, freundliche Regungen. Jasmin hatte auch schon erlebt, wie seine ehrliche Wut und Abscheu die Scheinwelten der Täter ins Wanken brachte. Aber selbst dabei blieb er fast immer ruhig. Kesselschmied hasste es, sich aufzudrängen. Er agierte mit Minimalgestik und einer vertraueneinflößenden Stimme. Für jemanden wie die Wächter oder diesen Breschnew war das natürlich Ausdruck von Schwäche.

„Wie steht es bei Ihnen, Jasmin?“, riss der Chef sie aus ihren Betrachtungen. „Fortschritte auf den Parkbänken?“

„Ist mir noch nicht vergönnt“, erwiderte sie. Auf Diskussionen hatte sie keine Lust. Also verwöhnte sie die Kollegen mit einer netten, kleinen Anekdote. „Gestern wollte mir wieder einer partout seinen Rotwein aufschwätzen. Er redet nur, mit wem er trinkt, das wär Prinzip bei ihm. Dabei hat er gehustet, als hätte er offene TBC. Ich hab mich also schweren Herzens geweigert. Da ist er losgeschoben, um mir bei der nächsten Bude einen heißen Apfelwein zu holen, und ich durfte auf seine Sachen aufpassen. Es ist echt interessant, so hinter Schild und Hut zu sitzen und dabei die Leute zu beobachten. Die sind alle ganz irritiert, wenn man sie anschaut, anstatt demutsvoll den Kopf zu senken. Die meisten sehen dann sehr schnell, sehr verschämt weg“

„Und Ihre Armani-Jeans haben keinen irritiert?“, erkundigte sich Sanders bissig.

Jasmin lächelte ihn nett an. „Armani ist doch ein bisschen über meiner Finanzkraft.“

„Ein bisschen“, spottete Mirko. Er wirkte wieder versöhnt. Vielleicht würde sie sogar noch etwas zu essen von ihm bekommen. Sie spürte langsam deutlich, dass sie heute Morgen nur einen Becher Joghurt zu sich genommen hatte. Zu allem Überfluss hatte auch noch der Chef vergessen, dass er mit Kaffeekochen dran war.

Mirko Behringer war alles andere als begeistert von seinem Auftrag. Aber er nahm sich vor, nicht feige zu sein, sondern heute in genau die Clubs zu gehen, die die Kollegen auf ihrer Liste mit einem warnenden Ausrufezeichen versehen hatten. Irgendwo hatte Sanders ja Recht. Wo Uwe Friedrich in Ruhe ein Bierchen getrunken hatte, war uninteressant. Entscheidend waren seine krummen Geschäfte. Mirko schrieb seine geplante Tour auf einen Zettel und schob ihn Kesselschmied hin.

„Bedenken?“, fragte sein Chef.

„Sie sagen doch immer, wir sollen hinterlassen, wo wir sind“, erinnerte Mirko.

„Sonst tun Sie's bloß nie“, gab Kesselschmied trocken zurück. Dann aber meinte er: „Kein Risiko, Mirko. Lieber Rückzug, wenn die Situation unangenehm wird. Aber ich denke nicht, dass es soweit kommt. Schließlich wollen Sie den Kerlen ja nicht an die Geschäfte.“ Wenn Uwe Friedrich jemanden erpresst hatte, konnte das sehr wohl die Geschäfte der Betreiber tangieren, fand Mirko, verknipte sich aber die Bemerkung.

„Im Übrigen scheint Friedrich kurz vor seinem Tod sexuellen Kontakt gehabt zu haben“, schob Kesselschmied nach. „Im Labor haben sie Spermaspuren unter seinen Fingernägeln gefunden.“

„Was?“, rief Mirko unwillkürlich aus. Sogar Kollege Pokerface sah glatt überrascht drein. „Vielleicht hatte er eine Freundin in Lankwitz“, gab Mirko dann zu Bedenken. „Ich meine, wie kommt sonst sein Auto dorthin.“

„Darum kümmerst du dich“, gab sein Chef zurück. „Aber wir suchen einen Mörder, und dafür bieten die Erpressungen ein besseres Motiv.“

„Und es war auch keine Frau, die ihn umgebracht hat“, warf Sanders ein. „Haben Sie schon mal in Rechnung gezogen, dass sich dieser Friedrich am anderen Ufer vergnügt haben könnte?“, wandte er sich mit hinterhältigem Ton in der Stimme an Mirko.

„Wo denn zum Beispiel?“, schnappte der bissig zurück. Verdammte, man konnte wirklich nichts mehr sagen, wenn dieser Kerl im Raum war!

„Das müssten Sie doch wissen“, provozierte Pokerface.

„Hören Sie“, fuhr Mirko ihn aggressiv an. „Ich unterstelle Ihnen auch nicht, dass Sie mir was über minderjährige Nutten erzählen können, nur weil Sie hetero sind.“

„Oh, kann ich“, gab sein Kollege ungerührt zurück. „Wollen Sie was über den Drogencocktail im Blut wissen oder die Einstichmuster in den Armen? Ein Bulle sollte sich in seinem Revier auskennen.“

„Stellen Sie’s bei ihren Nachforschungen in Rechnung, Mirko“, unterbrach Kesselschmied. Sein Mitarbeiter konnte ihm nicht anhören, ob er wirklich etwas auf Sanders These gab oder nur den Streit schlichten wollte. Es war ihm auch egal. Er hatte genug mit der heterosexuellen Halbwelt zu tun. Außerdem waren Zuhälter brutal, aber nicht die Stricher. Und überhaupt: Welcher Freier gab sich mit Jungs ab, die einen Zweizentner-Mann mit bloßer Hand erwürgen konnten? Vielleicht hatte sich Friedrich ja nur – einsam in Berlin – selber einen runtergeholt.

Mirko überlegte, ob er eine Knarre mitnehmen sollte. Bewaffnung war immer auch eine Gefahr. Sie konnte Aggressionen provozieren. Und eigentlich wollte er ja wirklich nichts von den Betreibern. Schließlich entschied er aber doch, dass er sich mit Waffe wohler fühlen würde.

Jasmins blöde Plapperei beschäftigte ihn immer noch. Früher hatte er selbstverständlich dazu gestanden, dass er schwul war. Das war vor der Polizeischule gewesen. Es waren gar nicht mal die offenen Anfeindungen, die ihn mürbe gemacht hatten, obwohl es davon auch genug gegeben hatte. Es war dieser Stempel, den er aufgedrückt bekommen hatte. Er war „der Schwule“. Und damit durfte man ihn auf ein Thema festlegen und neugierig intime Fragen stellen. Also hatte Mirko beschlossen, in Zukunft die Arbeit säuberlich vom Privatleben zu trennen und in Polizeikreisen nichts mehr zu erzählen. Aber die Vorstellung, es könne doch rauskommen, hatte ihm damals keine Angst gemacht. Inzwischen war das anders. Er traute Sybille Wächter durchaus eine schmutzige Kampagne zu, die am Ende Kesselschmied treffen sollte. Dieser Frau schien jedes Mittel recht, ihrem Intimfeind eins auszuwischen. Und allem Anschein nach hatte sie ja Leonid Sanders als ihren verlängerten Arm in die Gruppe geschleust.

Mirko versuchte energisch, diese Gedanken abzuschütteln. Jetzt war erst einmal Arbeit angesagt und zwar die Nizza-Bar. „Jede Menge Koks“, hatten die Kollegen ihn informiert. Wie betrat man eigentlich einen Nachtclub bei Tag? Vorne war alles verrammelt. Klingel gab es auch nicht. Gestern war er immer auf einen offenen Seiteneingang oder beschäftigtes Personal gestoßen. Doch die

Vorderfront der Nizza-Bar begrenzte ein hoher Zaun. Nach kurzer Ratlosigkeit zückte Mirko sein Handy und ließ sich von der Auskunft die Nummer des Clubs geben. Dann rief er dort an. Es ging sogar jemand ran.

„Kriminalpolizei, Morddezernat“, meldete er sich. „Ich brauche eine kurze Auskunft über einen Gast. Ich stehe vor ihrem Eingang.“

Er hörte ein verblüfftes Auflachen. Dann sagte ein Mann: „Erwarten Sie jetzt, dass wir rauskommen und mit Ihnen plaudern?“

„Wenn ich reinkomme, dann komme ich nicht allein“, gab Mirko zurück. Am anderen Ende wurde aufgelegt. Mirko beschloss, seinem Gesprächspartner zwei Minuten zu geben, bevor er noch einmal anrief. Er war schon wieder am Wählen, als ein junger, bulliger Typ in schwarzen Kleidern herauskam.

„Polizei?“, fragte er.

Mirko nickte.

Der Typ streckte fordernd die Hand aus: „Waffe?“

„Hat man als Polizist so“, gab Mirko zurück. Er hätte das Ding doch lieber zuhause lassen sollen. Aber entwaffnet zu werden, kam nicht in Frage.

„Geben Sie her“, forderte der Kerl noch einmal.

Mirko schüttelte den Kopf. „Was soll der Zirkus?“, setzte er dagegen. „Ich habe eine Frage und fertig.“

„Mit Waffe kommt hier keiner rein“, entgegnete der Bodyguard.

„Dann soll halt jemand rauskommen“, forderte Mirko und versuchte, genervt zu klingen. „Jetzt stellen Sie sich nicht so an. Sie werden doch sicher nicht bezahlt, um aus einer Mücke einen Elefanten zu machen.“

Der Bodyguard lächelte ölig. „Kleine Klugscheißer können wir hier gar nicht leiden.“

Mirko wartete ab – und fragte sich, was er tun sollte, wenn die Rechnung nicht aufging. Vor diesem Sanders zugeben, dass er nicht mal in die Nizza-Bar reingekommen war? Beziehungsweise zu feige gewesen war, es ohne Waffe zu tun?

„Okay, war’s das?“, schnarrte ihn der Bodyguard an.

„Nein“, gab Mirko freundlich zurück. „Ich warte nur, dass Sie sich entscheiden. Entweder Sie holen jemanden oder Sie lassen mich rein, wie ich bin. Wenn nicht, dann kommen wir wieder. Aber dann handelt es sich nicht mehr um eine einzelne, harmlose Figur, ja?“

„Worum geht's eigentlich?“, erkundigte sich der Schwarzgekleidete jetzt doch. Nach kurzem Hin und Her brachte Mirko ihn dazu nachzugeben. Der Gorilla verschwand und kam mit jemandem wieder, der Geschäftsführer sein konnte oder auch nicht. Der warf einen halben Blick auf das Foto und sagte dann:

„Nee, nie gesehen!“

Eigentlich hätte man sich die ganze Prozedur sparen können, dachte Mirko. So wertlos wie diese Aussage war.

Beim Mississippi Beach fand er eine offene Seitentüre. „Großer Tanzschuppen, Drogen, Prostitution“, war der Kurzkomentar dazu gewesen. Mirko ging hinein und fand sich in einem riesigen, dunklen Raum wieder. Hier tobte wohl nachts das Leben. Jetzt aber war die Stimmung geradezu gespenstisch. Vermutlich würden die Inhaber auch nicht gerade begeistert reagieren, wenn hier jemand rumschnüffelte. Mirko ging in den nächsten Raum. Auch dort wurde nachts anscheinend getanzt.

Plötzlich hörte er Schritte hinter sich. Er fuhr herum, doch im nächsten Moment hatte ihn schon jemand am Arm gepackt und einen Revolverlauf an die Schläfe gesetzt. Mirko machte erst gar keinen Versuch, nach seinem Angreifer zu sehen.

„Schönen, guten Tag! Kripo“, sagte er mit aller Ruhe, zu der er fähig war.

„Kripo?“, kam eine verdutzte Stimme von seinem Ohr.

„Ja, Kripo“, erwiderte er. „Mordkommission. Ich suche jemanden, der mir eine kurze Frage beantwortet. Ich hätte auch geklingelt, wenn ich was gefunden hätte.“

Der Kerl mit der Pistole ließ ihn los. Mirko nahm ihn jetzt doch in Augenschein. Wieder so ein Bodyguard. Sehr groß, muskulös. Schwarze Hose, schwarze Stiefel, weißes T-Shirt, breiter, beschlagener Gürtel und zurückgegelte blonde Haare. Wo nahmen die diese Typen nur alle her?

„Soll ich Ihnen meinen Ausweis zeigen?“, erkundigte sich Mirko höflich. Verdammt, es gab keinen Grund, Angst zu haben. Auch wenn der Typ finster blickte und noch immer die Knarre auf ihn gerichtet hielt. Schließlich war er nur hier, um eine harmlose Frage zu stellen.

Auch dieser Bodyguard fragte ihn natürlich nach seiner Waffe. Mirko öffnete den Mantel, so dass der Kerl das Schulterhalfter sehen konnte, dann steckte er die Hände in die Taschen und wartete

ab. Das musste doch eigentlich Friedensangebot genug sein! Der Bodyguard machte schließlich auch sein Handy vom Gürtel los, trat ein paar Schritte zur Seite und telefonierte dann, ohne die Waffe wegzustecken.

„Es kommt jemand“, informierte er knapp. Mirko behielt die Hände in den Taschen und wartete regungslos. Er hatte das Gefühl, so seine Nervosität am wenigsten zu verraten.

Endlich erschienen zwei Männer. Ein kleiner, dicklicher mit Halbglatze und unauffälligem Anzug und ein sehr großer mit buntem Hemd, Cowboystiefeln und sehr viel Gel in den Haaren.

Halbglatze brach in wieherndes Gelächter aus, als Mirko seine Vorstellung wiederholt hatte. „So, nur eine kurze Frage?“, höhnte er.

Mirko beschloss, sich gar nicht darauf einzulassen. Er holte sein Bild hervor und hielt es den beiden Männern hin. „Kennen Sie den hier? War der schon mal hier?“

Die beiden grinnten. „Schätze nicht“, erwiderte Halbglatze und musterte Mirko. Er wirkte wie eine gelangweilte Katze, die schon lange keine Maus mehr zum Spielen gehabt hatte. „Was soll der Kerl denn ausgefressen haben, heh?“

„Wissen wir noch nicht“, gab Mirko zu. Für eine phantasievolle Antwort flatterten seine Nerven ein bisschen zu sehr. Er glaubte nicht, dass die beiden vor ihm sich wirklich in ihren Geschäften gestört fühlten. Die wollten ihren Spaß, grade mal ein kleines Opfer am Vormittag erledigen.

„Ach, wisst ihr noch gar nicht, ach so?“, höhnte Halbglatze weiter. „Sach mal, Kleiner, nur so aus Neugier: Was würdeste denn tun, wenn wir den kennen, dir aber nichts erzählen?“

Mirko sah den Mann an. „Ich schätze, da müsste ich mit meinem großen Bruder wiederkommen.“

Halbglatze wieherte auf der Stelle los. Er klopfte sich auf die Schenkel. „Großen Bruder! Habt ihr das gehört? Das is ja 'n Komiker. Hab gar nicht gewusst, dass die bei der Polizei auch Komiker beschäftigen.“ Bunthemd stimmte in das Gelächter ein, während der Bodyguard das Gesicht nur einmal kurz verzog, als sein Chef zu ihm hinsah.

„Dann sollten wir dich vielleicht gar nicht mehr weglassen, was Kleiner?“, startete Halbglatze die nächste Attacke. Mirko konnte sich nicht vorstellen, dass ein geübter Krimineller mal grade eben einen

kleinen, harmlosen Polizisten um die Ecke brachte. Aber er wollte auch nicht wissen, wie ein geübter Krimineller einen kleinen, harmlosen Polizisten mal grade eben fertig machte.

„Es weiß schon wer, wo ich bin“, gab er zurück.

„Der muss dich nicht wieder finden, mein Kleiner, der muss dich nicht wieder finden“, ließ ihn Halbglatze wissen.

„Wenn das so ist, dann ist der Kerl auf dem Foto aber ein gewaltig dicker Fisch“, erwiderte Mirko. „Den Eindruck hatten wir bisher eigentlich nicht.“

Halbglatze grölte schon wieder. „Oh, oh, auch noch schlau. Ein schlauer Komiker. Und alles auf Kosten des Steuerzahlers.“

„Da gehören sie doch hoffentlich auch dazu“, versetzte Mirko.

Er merkte sofort, dass er gewonnen hatte. Sein Gegner wusste sich vor Begeisterung gar nicht mehr zu halten. Er breitete die Arme aus „Habt ihr das gehört?“, wieherte er. „Habt ihr das gehört? Das is'n guter. Wirklich. Komiker, du musst einen mit uns trinken. Keine Widerrede. Anders kommst du hier nicht weg.“

„Einen“, erwiderte Mirko bestimmt und bemühte sich, nicht allzu offensichtlich aufzuatmen. Der stoische Bodyguard wurde an die Bar geschickt, während Halbglatze sich amüsierte, als hätte er schon einen feuchtfrohlichen Abend hinter sich. Er klatschte Mirko auf die Schulter „Na, Komiker, so böse sind wir doch gar nicht. Man kann doch über alles reden, was?“ Nach einem mittelmäßigen Bourbon durfte Mirko dann endlich gehen.

Kesselschmied war bei der Spurensicherung gewesen. Doch das Auto des Toten hatte keinerlei verdächtige Hinweise enthalten. Außer dem Fahrzeugbrief waren auch keine Dokumente oder Unterlagen darin gewesen. Er ging zurück ins Büro, wo Sanders über den Bankauszügen des Toten brütete.

„Friedrichs hat ein Darlehen von 450.000 Mark für das Haus aufgenommen“, berichtete sein neuer Mitarbeiter. „Monatliche Tilgung 2.200. Barvermögen gibt es praktisch nicht mehr.“

„Das macht man nicht mit seinem Gehalt“, überlegte Kesselschmied. „Vor allem nicht, wenn man bei der Fides arbeitet. Da wird schnell mal jemand gefeuert.“

„Er muss was am Laufen gehabt haben“, bekräftigte Sanders. „Aber selbst mit den Schwarzgeldern ist er kaum über die Runden gekommen.“

„Also, gut möglich, dass er ein größeres Risiko eingegangen ist, um an mehr Geld zu kommen, was ihm dann zum Verhängnis geworden ist?“, überlegte Kesselschmied.

Sein neuer Kollege nickte.

„Wenn er riskant agiert hat, wird er auch mehr Spuren hinterlassen haben“, spann der Kommissar den Gedanken weiter.

„Und Sie glauben, dieser kleine Angsthase kriegt das raus?“, spottete Sanders.

Kesselschmied, in Gedanken bei Friedrich, brauchte einen Moment, um wieder auf die Ebene „Kleinkrieg zwischen den Mitarbeitern“ umzuschalten.

„Ich weiß Vorsicht zu schätzen“, entgegnete er dann bestimmt. „Das Mississippi Beach ist schließlich keine Eckkneipe. Ich dachte, da wärt auch ihr vom Rauschgift selten alleine reingegangen.“

„Wir wollten auch selten nur ein Bildchen vorhalten“, höhnte Sanders.

„Wenn er dort krumme Geschäfte gemacht hat, ist er mehr als ein Bildchen.“

„Die kleine Nummer?“

„Immerhin ist er tot“, schnitt Kesselschmied eisig die Diskussion ab. Er hatte es satt – er hatte es bis obenhin satt – von diesen blöden Konflikten mehr in Anspruch genommen zu werden als von seiner Arbeit. Am liebsten hätte er Mirko zurückgepiffen und Sanders in die Nachtclubs geschickt. Sollte der doch sehen, wie er mit seinem Skistiefel dort zurechtkam.

Mirko war völlig klar, dass seine Besuche in der Nizza-Bar und im Mississippi Beach ein Fehlschlag gewesen waren. Schließlich ging es nicht darum, ob er sich da rein traute, sondern um Friedrichs Geschäfte. Und was die betraf, war er meilenweit davon entfernt, etwas rauszukriegen. Er hatte nicht einmal eine Idee, wie er an zuverlässige Informationen kommen könnte. Also brach er seine Tour ab und rief Andi an. Sein Liebster wies ihn natürlich erst mal darauf hin, dass Fahrradkuriere keine bezahlte Mittagspause hatten.

Dann erklärte er sich aber doch zum Treffen auf einen Döner bereit. Er bestellte Mirko allerdings zum Anhalter Bahnhof.

In Wirklichkeit machte sich Andi nichts aus Geld und Einkommen. Seine materiellen Bedürfnisse gingen kaum über ein gutes Fahrrad und einen vollen Kühlschrank hinaus. Natürlich behauptete er, es gäbe keine Stellen für Maschinenbauer in Berlin. Aber seine Arbeitssuche grenzte an Verweigerung. Er hatte schon Personalchefs beim Bewerbungsgespräch als erstes gefragt, wie es denn mit der Schwulenvertretung im Betriebsrat stehe – und natürlich zielsicher diejenigen erwischt, für die schon ein Betriebsrat ein rotes Tuch war.

Mirko hatte den Mann seines Lebens auf einer politischen Veranstaltung kennen gelernt. Neu in Berlin hatte er sich pflichtschuldigst informieren wollen, was in der Schwulenpolitik so lief. Aber es wurde nur das übliche Gelaber der üblichen Politmacker geboten. Er kam ziemlich schnell mit seinem Nachbarn überein, lieber was Essen zu gehen. Noch im Verlauf des Abends war ihm klar geworden, dass das die ganz große Liebe war. Die Kollegen bekamen seinen Zustand natürlich sofort spitz. Ungefähr zehn Tage hielt er ihre Sticheleien und neugierigen Nachfragen nach seiner Traumfrau aus, dann bekannte er Farbe. Jasmin hatte sich tot gelacht und den Selbstmord sämtlicher Sekretärinnen prophezeit, wenn das jemals raus kommen sollte. Kesselschmied hatte zurückhaltender reagiert, Robert Bäumler peinlich berührt. Auch später hatte er seine Vorbehalte nie ganz unterdrücken können. Im Gegensatz zu manch anderem Zeitgenossen, den Mirko kennen gelernt hatte, hatte er es aber wenigstens versucht.

Andi wartete bereits vor dem Anhalter Bahnhof. Abgesehen von den grellbunten Radlerklamotten war er ein unauffälliger Typ. Klein, sehnig, dunkelblond. Aber er verfügte über die genau richtige Mischung von Stärke und Sanftmut.

„Was gibt’s?“, erkundigte er sich und reichte Mirko einen in Alufolie verpackten Döner. Er schien wirklich nicht gewillt, länger als zehn Minuten Pause zu machen.

„Absolute Scheiße“, erklärte Mirko also unumwunden. „Kleine Tour de Puff! Der Chef schickt mich auf den Spuren unseres letzten Mordopfers durch alle einschlägigen Läden. Und ich darf mit den Zuhältern und Dealern Bitte-freißt-mich-nicht-Spielchen spielen. Die

würden mir doch sowieso nicht die Wahrheit sagen, selbst wenn sie den Typen kennen. Wieso sollten sie? Das is'ne Mutprobe, aber keine anständige Ermittlungsarbeit.“

„Sag halt nicht, dass du Bulle bist“, schlug Andi vor, ohne von seinem Döner zu lassen.

„Was soll ich denn sonst sagen – ohne dass die misstrauisch werden?“

„Du bräuchtest was absolut harmloses“, überlegte Andi und grinste plötzlich. „Zum Beispiel einen Fahrradkurier, der was abgehen muss.“

„Warum fragt der nach einem Toten?“

„Weil ihm irgendein schräger Typ das Bild gegeben hat. Damit er den Empfänger erkennt.“

„Das sieht man, dass auf dem Bild 'ne Leiche ist.“

„Du müsstest natürlich was Besseres auftreiben“, meinte Andi. „Und irgendein Päckchen oder einen Umschlag..“

Mirko überlegte: „Klingt erst mal nicht blöd, aber...“

Sein Liebster hatte fertig gegessen und warf das Einwickelpapier in geschicktem Bogen in den nächsten Abfalleimer. „Ich hab heut Dienst bis sieben“, erklärte er. „Wir treffen uns dann am Zoo, du bringst das Material mit und wenn keinem eingefallen ist, warum es doch blöd ist, probieren wir es.“

Damit stand er auf, gönnte Mirko noch einen flüchtigen Kuss, hängte sich seine Tasche um und war schon wieder weg.

Mirko fuhr zurück ins Büro. Andis Idee klang wirklich nicht blöd, fand er. Er hätte gerne mit jemandem darüber gesprochen, fand aber nur Breschnew vor.

„Was machen Sie denn hier?“, pflaumte der ihn prompt an.

„Arbeiten“, entgegnete Mirko freundlich. Kollege Krücke wandte sich nach einem feindseligem Blick wieder seinen Papieren zu. Wenn man nicht beim ersten Anraunzen klein beigab, hatte man wahrscheinlich ganz gute Chancen, ihn zum Schweigen zu bringen. Denn dann drohte aus dem Ganzen ja ein Gespräch zu werden, und so was mochte Sanders offensichtlich überhaupt nicht.

„Gibt es bei den Unterlagen irgendein Lebendfoto von Friedrich?“, erkundigte sich Mirko bei dem neuen Kollegen.

Sanders verneinte mit einem Knurren. Mirko rief also seinen Chef an – vom Nebenbüro aus. Aber der hatte auch kein Bild. Also ent-

schloss sich Mirko, nach Baruth zu fahren und die Witwe direkt anzubetteln. Kesselschmied erzählte er lieber noch nichts von dieser Aktion.

Mirkos Chef spazierte unterdessen recht ratlos zwischen netten Ein- und Zweifamilienhäuschen rund um den Luther-Kirchhof in Berlin-Lankwitz herum. Irgendwo in dieser Gegend hatte sich Uwe Friedrich wohl mit seinem Mörder in dessen Wohnung getroffen. Aber Hausdurchsuchung in einem ganzen Viertel machte man vielleicht bei entführten Kindern, aber nicht bei einem ermordeten Erpresser. Kesselschmied sah sich im Vorbeigehen die Klingelschilder an. Einige osteuropäische Namen waren darunter. Aber die konnten in Berlin schon Generationen alt sein. Trotzdem: Wenn ihm nicht bald etwas anderes einfiel, dann musste er wirklich die Gegend nach einem kleinen Osteuropäer mit großen Füßen und grau melierten, kurzen Haaren durchkämmen.

Irgendwann rief Tanja Voss an und berichtete über ihr Gespräch mit Ramona Friedrich: „Sie hat die Anschuldigung, ihr Mann wäre fremd gegangen, völlig empört zurückgewiesen. Als ich ihr erzählt habe, es gäbe Beweise... Also, sie wollte es einfach nicht glauben. Schließlich hat sie sogar gemeint, er hätte vielleicht in der Nacht geträumt und am Morgen... Sie wissen schon!“

„Haben Sie nach verdächtigen Hinweisen gefragt? Solchen Kleinigkeiten? Woran Frauen eben merken, dass ihre Männer fremdgehen? Sie verstehen, was ich meine?“, insistierte Kesselschmied. Einen Augenblick später fiel ihm auf, dass er damit Tanja Voss Erfahrung mit fremd gehenden Männern unterstellte. Aber die pragmatische Brandenburgerin ging nicht darauf ein.

„Ich habe natürlich gefragt“, erklärte sie nüchtern. „Aber sie ist dabei geblieben, dass es nichts gegeben hat. Ich glaube ihr auch. Sie ist wirklich aus allen Wolken gefallen.“

Natürlich plagte Kesselschmied nach dem Telefonat wieder das schlechte Gewissen, ob er nicht lieber selber mit Ramona Friedrich hätte sprechen sollen. Andererseits passte diese Ahnungslosigkeit zur sonstigen Naivität der Witwe. Und außerdem war der Mord – verdammt noch mal – nicht in Baruth, sondern in Berlin passiert. Und er hatte hier mit seinen drei, oder besser zweieinhalb einsatz-

bereiten Mitarbeitern genug um die Ohren. Er konnte sich glücklich schätzen, dass die Brandenburger Kollegen kompetent und kooperationsbereit waren.

Kesselschmied merkte plötzlich, dass er im Geiste bereits heftige Gegenwehr gegen Sybille Wächters etwaige Anschuldigungen führte, wenn die ihm auf die Arbeitsteilung mit Frau Voss kommen würde. Anstatt, dass er sich mit dem Fall beschäftigte!

Was war am Mordabend nur vorgefallen? Hatte Friedrich doch eine Geliebte hier in Lankwitz? Vielleicht eine verheiratete Frau, und der Ehemann war plötzlich aufgetaucht? Konnte es sein, dass die offensichtlichen Erpressungen überhaupt keine Rolle spielten? Denn, wenn sich Friedrich in irgendwelchen Clubs herumgetrieben hatte, was tat sein Auto dann hier am Friedhof? Auch die vielen Wochenenden, die er in Berlin anstatt zuhause bei seiner Frau verbracht hatte, ließen sich so gut erklären.

Andererseits waren es zwei Täter gewesen, die seine Leiche in den Teltow-Kanal geworfen hatten. Welcher eifersüchtige Ehemann, der im Affekt den Liebhaber seiner Frau getötet hatte, würde einen Unbeteiligten um Hilfe bitten? So gute Freunde hatte doch niemand. Außerdem musste ein Mann, der Uwe Friedrich mit bloßen Händen erwürgt hatte, eigentlich fähig sein, ihn alleine in sein Auto und von dort zum Kanal zu schleppen.

Oder hatte sich Friedrich vielleicht mit einem Opfer seiner Erpressungen getroffen? Mit jemanden, der auf der Hut gewesen war und Verstärkung bei sich hatte? Aber mit wem hatte der Tote dann Sex gehabt? Mit einer Nutte, schnell noch zwischen Dienstschluss und dem hastigen Abendessen in dem mexikanischen Lokal, irgendwann zwischen fünf und sechs am Abend? Und welche Rolle spielte das Valium? Hatte Friedrich Angst gehabt und deshalb ein Beruhigungsmittel genommen? Aber warum war dann weder in seinem Hotelzimmer noch im Auto etwas gefunden worden? Kesselschmied hatte das dumme Gefühl, dass ihm noch ganz entscheidende Informationen fehlten, um diesen Mordfall aufzuklären.

Um dreiviertel sieben hockte Mirko mit einem verschnürtem Päckchen, einem Foto des Toten und einer Tüte Dänischem Plunder vor dem Zoo. Andi kam um zwanzig nach.

„Alles klar?“, fragte er. „Dann sag mir mal, wo ich hin muss.“

„Ich brauche nur deine Ausrüstung“, wehrte Mirko ab.

Doch sein Liebster brach in schallendes Gelächter aus. „Vergaß es, du lahme Ente! Das nimmt dir keiner ab!“ Damit hatte er natürlich Recht, musste Mirko zugeben. Weniger wegen der körperlichen Verfassung als wegen der unpassenden Klamotten. Und bei aller Liebe: Die durchgeschwitzten Sachen von Andi würde er nicht anziehen. Außerdem waren sie ihm sowieso zu klein. Aber er konnte auch nicht gut jemanden anderes seine Ermittlungen machen lassen.

„Jetzt sag schon! Ich will nicht die ganze Nacht unterwegs sein“, drängte sein Freund.

Mirko gab schließlich nach und beobachtete aus sicherer Entfernung, wie Andi knapp vor den Türstehern einer übel beleumdeten Diskothek eine routinierte Vollbremsung einlegte, einige blöde Sprüche gelassen konterte und dann das Foto aus der Rückentasche seines grün-pinkgemusterten Dresses zog. Die beiden betrachteten es, schüttelten aber den Kopf.

Als nächstes nahm er sich einen Nachtclub vor, in dem laut Kollegenaukunft alles zu bekommen war, „was man ficken kann. Wahrscheinlich sogar artgeschützte Meeresschildkröten.“ Diesmal ließ man Andi rein. Mirko wartete. Aber sein Liebster blieb verschwunden. Ziemlich lange. Zu lange, fand Mirko. Schließlich musste er doch nur ein blödes Bild vorhalten, und die Typen dort hatten ja oder nein zu sagen. Verdammte! Dieser Idiot würde doch nicht etwa auf eigene Faust Nachforschungen anstellen? Irgendwelche Sachen fragen, die diese Typen misstrauisch machten. Schon fast zehn Minuten. Mirko überlegte, wann er eingreifen sollte. Und wie. Diesmal war er ohne Waffe unterwegs. Verdammte, wie hatte er sich nur auf diesen Blödsinn einlassen können? Er sah wieder auf die Uhr. Nach einer Viertel Stunde würde er etwas unternehmen. Es blieben ihm also noch vierzig Sekunden, sich einfallen zu lassen was. Aber er konnte den Mann seines Lebens doch nicht zum Opfer einer Horde Perverser werden lassen, die auf verschwitzte Radfahrer standen.

Mirko war schon fast vor dem Clubeingang, als ihm einfiel, dass Andi sein Funkgerät dabei hatte. Also ging er zum Auto zurück und rief ihn an.

„Ja“, meldete der sich. Kurz angebunden, aber zumindest noch in der Lage zu sprechen.

„Zentrale“, behauptete Mirko geistesgegenwärtig. Ihm war gerade noch eingefallen, dass man bei Funkgeräten im Gegensatz zu Handys mithören konnte.

„Ich bin hier noch bei einem Kunden. Ich rufe gleich zurück“, gab sein Liebster ziemlich barsch Auskunft.

„Sag mal, was sollte denn das?“, wollte er hinterher wissen.

„Wo warst du solange?“, hielt Mirko dagegen.

„Ich habe mich nett mit einem Mädels unterhalten“, erklärte Andi ungerührt. „Sie hat sogar noch ihre Kolleginnen gefragt. Aber die standen auch nicht Gewehr bei Fuß, um sich von mir aushorchen zu lassen.“

„Heh, du hast doch nicht irgendwelche blöden Fragen...“

„Jetzt halt aber mal die Luft an“, beschwerte sich Andi. „Als pflichtbewusster Kurier liegt mir natürlich dran, mein Päckchen los zu werden. Also frag ich, wie und wo man den Typen doch noch erreichen könnte. Die Mädels haben sogar versprochen, in der Zentrale anzurufen, wenn er mal wieder auftaucht.“

„War er denn mal da drin?“, erkundigte sich Mirko verwirrt.

„War er“, erklärte Andi. „Nicht oft, aber hin und wieder. Hat immer nur blöd rumgesessen und sich nichts weiter getraut, meinten die Mädels.“

„Aber wahrscheinlich hat er andere Kunden hinterher erpresst“, überlegte Mirko.

„Dann sollten wir mit den Läden weitermachen, die am anrücklichsten sind“, schlug sein Freund vor. „Wo man wirklich erpressbar ist, wenn man drin gesehen wird.“

Mirko schüttelte den Kopf. „Lassen wir es lieber.“ Die Sache war zu unberechenbar. Da durfte er niemanden mit hineinziehen.

Doch Andi war entschieden anderer Meinung. „Käse! Jetzt, wo wir Erfolg haben? Stell dich gefälligst nicht so an!“

VII.

Als Kesselschmied am nächsten Morgen ins Büro kam, hatte der Fall eine verwirrende Facette mehr. Der Kommissar war trotzdem recht guter Laune. Immerhin bedeuteten die neuen Fakten auch eine neue Chance.

„Na, was wollt ihr zuerst hören?“, erkundigte er sich bei seinen Mitarbeitern. „Die gute Nachricht oder die schlechte?“

„Was für 'ne Frage“, gab Mirko zurück. „So selten, wie gute Nachrichten in unserem Job sind...“

Kesselschmied lehnte sich genüsslich in seinem Bürosessel zurück. „Also, ich war gestern in der Gegend unterwegs, wo wir Friedrichs Auto gefunden haben“, begann er zu erzählen. „Auf der Marienfelder Allee sehe ich plötzlich auf dem Bürgersteig einen Mann vor mir. Gut 1,90, nackenlange, dunkle Haare, auffälliger Kinnbart, dünn, aber breite Schultern, schwarz gekleidet.“

„Moment, Moment“, fiel ihm Jasmin ins Wort. „Sah nicht so einer der Verdächtigen aus, die Charlie beschrieben hat? Der Österreicher?“

„Ich habe angehalten und nach der Zeit gefragt“, berichtete Kesselschmied weiter und machte eine kleine Spannungspause. Mirko und Jasmin hatten aufgehört zu essen. Sogar Sanders wirkte beinahe interessiert. „Breitestes Wienerisch“, erklärte der Kommissar.

„Und wo bleibt die schlechte Nachricht?“, wollte Mirko prompt wissen.

„Er hat für Donnerstag Abend leider ein sehr überzeugendes Alibi“, gab Kesselschmied zu.

„Das kann nicht sein“, rief sein jüngster Mitarbeiter aus.

„Unser Mann macht eine Psychotherapie“, erklärte der Kommissar. „Es hat eine Weile gedauert, bis er damit rausgerückt ist. Donnerstagabend war er von 21 bis 23 Uhr in seiner Sitzung.“

„Oder er hat eine Therapeutin, die für ihn lügt“, fiel Sanders ein.

„Therapeut“, korrigierte ihn Kesselschmied.

„Ich glaub das nicht“, meinte Jasmin. „Da passt die Beschreibung wie die Faust aufs Auge... Das kann nicht sein.“

Sanders fragte, ob jemand das Alibi bestätigen konnte: „Ehefrau, Sekretärin des Psychiaters?“

„Das bleibt zu überprüfen“, meinte Kesselschmied. „Angeblich ist es ja sogar eine Gruppentherapie. Aber der Therapeut weigert sich hartnäckig, die Namen der anderen Teilnehmer zu nennen.“

„Dann werden wir wohl etwas nachhelfen müssen“, fand Sanders.

Kesselschmied bremste ihn. „Wenn er nicht will, dann haben wir keine Handhabe. Nicht, wenn wir nicht mal einen Zeugen vorweisen können, der diesen Nowak zweifelsfrei identifiziert.“

Leonid Sanders nutzte die Bemerkung zu einem vorwurfsvollen Blick Richtung Jasmin und die wiederum reagierte mit ziemlich grimmiger Miene.

Kesselschmied beugte Eskalationen vor, indem er Sanders beauftragte, Informationen über Alexander Nowak zu beschaffen. Ihr Verdächtiger war kein ganz unbedeutender Mann. Ein Künstler, Bildhauer, der schon die ein oder andere Ausstellung in Berlin gehabt hatte.

Auf den Therapeuten setzte er wenig Hoffnung. Kesselschmied erkannte einen Mann von Prinzipien, wenn er ihn vor sich hatte. Aber natürlich würde er einen zweiten Versuch unternehmen. Er entschloss sich, Mirko mitzunehmen. Sein jüngster Mitarbeiter verfügte über bemerkenswerte Fähigkeiten, den Leuten Informationen zu entlocken.

Aber vor allem mussten sie endlich diesen Obdachlosen finden. Es war ihm ein Rätsel, dass Jasmin noch keine Spur hatte. Und das lag bestimmt nicht an ihr. Er kannte sie schließlich. Wenn erst mal ihr Ehrgeiz erwacht war, dann ließ sie sich kaum mehr stoppen. Da spielte es keine Rolle, wenn die Gesprächspartner ein wenig wahrlost waren oder stanken.

Kesselschmied war in Gedanken noch voller Anerkennung über die Hartnäckigkeit seiner Mitarbeiterin, als diese wutschnaubend aus dem Nachbarbüro gestürmt kam. Sie setzte Mirko den grünen Gummidrachen auf den Schreibtisch.

„Nimm ihn in Pflege“, fauchte sie. „Sanders schmeißt Telefonbücher auf ihn. Ich wette, der ist absichtlich gefallen, damit ich diesen Charlie am Hals hab. Das war mindestens ein Freudscher Fehltritt.“ Und damit war sie zur Tür hinaus.

Leider erwies sich Nowaks Psychiater als so unkooperativ wie befürchtet. „Nein und nochmals nein!“, erklärte er entschieden. „Sie

können mich nicht zwingen! Aber selbst, wenn sie es versuchen... Die Namen meiner Klienten sind absolute Vertrauenssache."

Er war ein kleines, zartes Männchen mit Halbglatze und buntem Pullover, der selbst gestrickt aussah. Die Praxis, durch die er sich zornig wie Rumpelstilzchen bewegte, war mit allerlei bunten Spiralen und Windspielen behangen. Feig Shui nannte sich das, soweit Kesselschmied wusste. Die Mobiles erzitterten unter Sebastian Lux wütenden Schritten. Zwischen all diesem Firlefanz wirkte eine martialische Plastik seltsam fehl am Platz. Sie war nahezu zwei Meter hoch und aus allerlei Abfall zusammengeschweißt.

„Herr Lux, ich habe vollstes Verständnis für ihre Lage“, plädierte Kesselschmied. „Aber es geht um Mord.“

„Da muss Ihnen mein Wort genügen“, beharrte der Psychiater eisern. „Herr Nowak war am letzten Donnerstag hier. Das versichere ich Ihnen. Wieso sollte ich...“

Kesselschmied machte einen neuen Versuch. „Herr Lux, ohne Ihnen irgendetwas unterstellen zu wollen. Aber wir kennen Sie nicht... Die Aussage eines einzelnen Menschen, noch dazu einer Vertrauensperson, ist kriminaltechnisch leider relativ wenig wert. Es wäre sehr hilfreich...“

„Ausgeschlossen!“, beharrte sein Gesprächspartner.

„Können Sie Ihre Klienten nicht wenigstens fragen?“, schlug Mirko wie nebenbei vor, während er die Plastik genauer in Augenschein nahm. „Vielleicht fänden die ja gar nichts dabei. Ich meine, es ist doch keine Schande, eine Therapie zu machen. Wir sichern natürlich auch strengste Vertraulichkeit zu.“

Lux blickte Kesselschmied mit strengem, unzufriedenem Gesicht an. „Na gut“, erklärte er schließlich mit einer Stimme voll gekränkter Würde. „Ich frage sie. Aber ich garantiere für nichts.“

Kesselschmied hatte befürchtet, weniger zu erreichen. Er war eigentlich ganz zufrieden auf dem Rückweg. Diesem vermaledeiten Sanders genügte das Ergebnis natürlich nicht. Er plädierte für mehr Druck.

„Folter ist uns leider untersagt“, warf Mirko süffisant ein. Kesselschmied wünschte auch seinen eben noch so hilfreichen Assistenten ganz weit weg. Wie konnte man einen Fall lösen, wenn man ständig damit beschäftigt war, seine Mitarbeiter voneinander fern zu halten?

„Wenn die Sache mit dem Alibi faul ist, wird sie durch die freiwilligen Aussagen nicht besser“, beharrte Sanders. „Es gibt tausend Mittel, jemanden zu kaufen.“

„Vielleicht stimmt die Geschichte ja“, hielt Mirko in äußerst provokantem Tonfall dagegen.

„Dann müsste Nowak schon einen Zwillingbruder haben“, erklärte Sanders voll aufgetauter Wut. „Hier!“ Er warf eine Akte auf Jasmins grünen Gummidrachen, der erbärmlich quiekte.

„Hier wird wirklich Krieg gespielt“, stellte Kesselschmied erschüttert fest. „Wie können erwachsene Menschen nur so kindisch sein?“

Sanders maß dem Treffer auf den Drachen wenig Bedeutung zu. Kleiner Reflex, sonst nichts. Ihm ging es um Nowak. „Das sind ein paar Zeitungsausschnitte über seine so genannten Kunstwerke. Der Mann ist krank. Wer weiß, was für eine Therapie der macht“, versuchte er den beiden Gestalten vor ihm einzuhämmern.

Prompt regte sich dieser kleine Affe auf. „Was sollen denn diese Scheiß-Vorurteile?“, blaffte Mirko Behringer los. „Die harmlosesten, normalsten Leute machen eine Therapie...“

„Ach ja?“, erkundigte sich Sanders süffisant. Behringer verstand die Anspielung und wurde prompt rot. Vielleicht versuchte der Kleine ja wirklich selber, auf diese Weise sein Schwulsein zu bewältigen. Dabei war sein eigentliches Problem, dass er einen Beruf hatte, der ihn überforderte; dazu aber eine übertrieben hohe Meinung von den eigenen Fähigkeiten, weil er geschickt quasseln konnte. Doch im Grunde war Mirko Behringer genauso konfliktscheu wie sein Chef.

Nowak war gesehen worden, wie er die Leiche ins Wasser geworfen hatte. Nowak war ein Exzentriker und trieb bestimmt so einige Dinge, die ihn erpressbar machten. Nowak lebte in der richtigen Gegend. Da sollte es dieser verschlafene Kommissar doch wohl noch schaffen, sein Alibi zu knacken – oder zumindest jemandem anderen erlauben, das zu erledigen.

Doch weder Kesselschmied noch Behringer schien Nowak im Geringsten zu interessieren. Keiner der beiden griff nach der Akte. Kesselschmied saß in seinem Sessel, als wäre er ein unbeteiligter Zuschauer, und Mirko Behringer war natürlich eingeschnappt.

Sanders fühlte regelrechten Hass auf diese zwei selbstzufriedenen Schnarchsäcke. Was die da trieben, war schon regelrechte Verbrechensbegünstigung. Wenn man keine Spur verfolgte, die ein bisschen Mühe verlangte... Dagegen war diese Trantüte Bruns glatt noch ein scharfer Hund gewesen. Der hatte es wenigstens versucht.

Sanders hatte das Gefühl, dass er es mit diesen neuen Kollegen nicht mehr lange aushalten würde. Notfalls würde er auch die oberste Verbrechenstante einschalten. Auch wenn es ihn zutiefst verärgert hatte, dass sie ihn für ihre Privatfehde gegen Kesselschmied benutzen wollte. Doch langsam sah er keine andere Chance mehr, als seinerseits die Wächter gegen den guten Onkel Rick und seine penetrante Inkompetenz zu verwenden.

Die beiden vor ihm regten sich immer noch nicht. Sanders stand auf, um sich einen Kaffee zu holen. Bevor er vor Wut platzte. Mühsam sortierte er die beschissenen Krücken. Manchmal kam es wirklich ganz dick! Er nahm eine Tasse aus dem Regal und schenkte sich ein. Aus irgendwelchen mysteriösen Gründen war zurzeit Kesselschmied für das Kaffeekochen verantwortlich. Wahrscheinlich gingen solche Dienste in dieser Gruppe einfach reihum, anstatt – wie normal – an die jüngsten Assistenten delegiert zu werden. Sanders war entschlossen, da nicht mitzuspielen. Vor allem, weil er im Grunde sowieso keinen Kaffee mochte. Aber im Büro chinesischen Rauchtees zu kochen, solche exzentrischen Anwendungen konnten sich vielleicht Frauen erlauben. Bei Männern bedeuteten derartige Macken unweigerlich Gesichtsverlust. Er nahm die gefüllte Tasse und griff wieder zu seinen Krücken. Dabei glitt ihm der Kaffeepott aus der Hand und zersprang an der Kante des Kühlschranks. Der heiße Kaffee ergoss sich über seine Hand und die Jeans. Dann rutschte ihm auch noch die rechte Krücke weg. Scheiße! Ganz verdammte Scheiße!

Aber Haltung bewahren! Das war am wichtigsten. Er unterdrückte jedes Fluchen, drehte sich nicht nach seinen beiden Zuschauern um und suchte etwas, um den Kaffee aufzuwischen. Dabei wurde ihm klar, dass er sich mit diesem blöden Klotz an seinem Bein nicht einmal bücken konnte. Mirko Behringer kam zu Hilfe, drückte ihm die verlorengegangene Krücke wieder in die Hand und sammelte dann die Scherben auf.

„Und das nächste Mal nehmen Sie bitte ihre eigenen Sachen zum Zerschmeißen, ja?“, fauchte der Kleine und pfefferte den Müll in den

Papierkorb. Dann riss er Sanders auch noch den Wischlappen aus der Hand. „Und `ne Entschuldigung kann man ihnen natürlich auch nicht zumuten, was?“

„Sonst nehmen Sie's doch auch nicht so genau“, gab Sanders kalt zurück. „ Frau Kunkel braucht ja nicht mal `ne eigene Tasse zu benutzen.“

„Jasmin lässt auch nicht ihre Scheißlaune an anderer Leute Sachen aus“, schimpfte Behringer.

„Jetzt halten Sie mal die Luft an“, versetzte Sanders. Bloß nicht in die Defensive drängen lassen durch so eine blöde Lappalie. „Wo kriegt man so'n Ding?“

„Gar nicht“, wütete der Kleine mit unvermindertem Zorn. „Das war ein Geschenk.“

Und wahrscheinlich noch von einem verflissenen Liebhaber. Nun gut! Sollte er drüber weinen. Sanders setzte sich wieder und ließ Mirko Behringer den Boden wischen.

Während all dem hockte Kesselschmied ungerührt an seinem Schreibtisch und sah nur zu. Das musste man dem Alten lassen: Im Aussitzen war er mindestens so gut wie der ehemalige Kanzler. Aber wenn er Pech hatte, dann kam auch für ihn noch das dicke Ende.

Während Sanders noch beschäftigt war, sich seine bösen Gedanken nicht anmerken zu lassen, und der kleine Behringer weiter fleißig am Boden pantschte, stand plötzlich Sybille Wächter im Raum.

„Was ist denn hier los?“, wollte sie scharf wissen. „Kesselschmied, was für einen Eindruck macht das, wenn jemand zufällig ins Revier kommt und auf dem Flur ihre Assistenten keifen hört! Es ist nicht Aufgabe von Hauptkommissar Sanders, das zu unterbinden.“

Sanders hätte fast aufgelacht. Der kleine Behringer sah aus, als würde er der Dezernatsleiterin am liebsten den nassen Lappen ins Gesicht schmeißen. Kesselschmied dagegen reagierte lediglich mit einer leicht verbissenen Miene. Sanders verstand plötzlich die heftige Abneigung von Sybille Wächter gegen diesen Mann sehr gut.

Jasmins Verdacht, dass Charlie vielleicht tot war, wurde immer stärker. Mittlerweile hatte sie alle Sozialämter mit seinem Bild zuge-

pflastert, aber noch niemand hatte ihn erkannt. Dafür wusste sie inzwischen eine Menge über Obdachlosigkeit. Zum Beispiel, dass die Kommunen zur Unterbringung wohnungsloser Menschen verpflichtet waren. Wer es also geschafft hatte, diesen Anspruch auch nachzuweisen und durchzusetzen, wurde vom Sozialamt in Pensionen eingewiesen. Das waren in der Regel abbruchreife Buden, deren Besitzer einen Reibbich damit machten, indem sie für ein Vier-Mann-Zimmer mit ausgeleierten Doppelstockbetten fast 150 Mark pro Nacht kassierten. „Außerdem wird man dort dauernd beklaut“, bekam Jasmin von jemandem erzählt, der lieber auf Platte machte. Ihr wurde außerdem klar, wie hart es gerade für Obdachlose war, mit irgendwelchen Leidensgenossen in einen Raum gesteckt zu werden. Wenn einer Alkoholiker war, der zweite Depressionen hatte, der dritte unter irgendwelchen Psychosen litt und der vierte cholerische Anfälle bekam...

Aber all das brachte sie mit Charlie nicht weiter. Selbst wenn er tot war, musste er vorher irgendjemandem aufgefallen sein. Er sah schließlich nicht so durchschnittlich aus. Ein dreieckiges, spitzes Gesicht mit spiegelnder Glatze und dickem, glattem Haarkranz. Dazu eine Größe von nicht einmal einssiebzig, hatte Robert Schmied gesagt.

Wenn er aber nur auf Durchreise in Berlin gewesen war, wo hatte er dann seine Sachen gelassen? Und warum war er ausgerechnet im Dunklen am Kanal gewesen?

Jasmin war ratlos. Aber sie hatte keine Lust, sich mit ihren Kollegen zu besprechen. Irgendwie war es zurzeit besser, möglichst wenig im Büro zu sein. Stattdessen hockte sie mit einem besonders urigen Typen auf einer Kirchentreppe und qualmte gemütlich. Er erzählte nicht mal seine Lebensgeschichte, sondern versuchte hilfreich zu sein.

„Soll ich dir mal was verraden, Schwester“, meinte dieses Original mit Rauschbart und Fußball-Pudelmütze. „Donnerstach, da hat’s doch Mittachs gereschnet, nä? Da frach ich mich: Wer legt sich da inne Paak unner dee Bääm? Gibt doch viel Besseres. Isch verrat dir was: Isch haw `en Kondo bei `ner Bank. Is nisch viel druff, sechs, siewe Magg vielleicht. Aber isch hab immer `nen schönen Platz zum Pennen. Du verstehst: Da wo die Audomadde drin sin... Brauch isch nur meene Kadde reinschiewe und hab’s wie im Hodell.“

Nachdem Sybille Wächter wieder verschwunden war, hatte Kesselschmied Mirko mit nach draußen auf den Flur genommen und nach seinen Ergebnissen aus den Nacht-Clubs gefragt. Sanders ließ er einfach zurück. Sollte der machen, was er wollte.

„In drei Clubs konnten sie sich an Friedrich erinnern“, berichtete Mirko. „Schon ziemlich harte Teile. Oder sagen wir so: Angeblich kriegt man dort alles, aber Friedrich hat immer nur dumm rumgesessen.“

„An seinem Todestag ja offensichtlich nicht“, widersprach Kesselschmied. „Gehen Sie nochmals in diese Clubs und fragen Sie, ob auch Nowak dort bekannt ist.“

Mirko sah ob dieses Auftrags nicht gerade begeistert aus, aber er schob brav los.

Kesselschmied holte sich Sanders Akte über Alexander Nowak aus dem Büro und verzog sich damit auf eine Parkbank am nahen Landwehrkanal. Es war zwar unangenehm kalt, aber er hatte keine Lust auf neue Diskussionen mit seinem Mitarbeiter.

Wenn Uwe Friedrich in einem Sex-Club Alexander Nowak getroffen und erpresst hatte, wie kam sein Auto dann nach Lankwitz? Die Leiche war damit jedenfalls nicht transportiert worden und alle Spuren darin stammten von Friedrich selber.

Aber wenn Friedrich sich mit Nowak in dessen Wohnung getroffen hatte, mit wem hatte er dann Sex gehabt? Mit Nowak? Alle Zeitungsausschnitte gaben nur Auskünfte über verschiedene Frauen im Leben des Künstlers. Außerdem erschien Alexander Nowak trotz seiner Größe nicht als der Mann, der einen anderen mit bloßer Hand erwürgte. Und welche Rolle spielte der kleine Osteuropäer mit den großen Füßen? Und wie war Nowaks Alibi zu erschüttern?

Kesselschmied versuchte in diesem wirren Puzzle noch einmal die Fakten zu sortieren: Uwe Friedrich hatte am Mordabend ungefähr um Viertel nach Sechs in einem mexikanischem Restaurant auf halber Strecke zwischen seiner Pension und Lankwitz gegessen. Irgendwo musste er auch noch viel getrunken und Sex gehabt haben. Sein Auto hatte er am Luther-Friedhof zwischen Lankwitz und Marienfelde abgestellt. In irgendeiner Wohnung war er dann zwischen halb elf und elf gewürgt, zum Eichgarten geschafft und in den Teltowkanal geworfen worden.

Der Kommissar seufzte. Die Teile paßten nicht. Noch nicht. Was war an diesem Abend nur geschehen?

Als Kesselschmied dann zurück ins Büro ging, lief er auch noch Sybille Wächter über den Weg. Sie hatte es eilig, bestellte ihn aber für den nächsten Morgen zu sich zum Rapport.

VIII.

Unangenehme Gespräche waren Kesselschmied in der Frühe immer noch am liebsten. Er hockte seiner Vorgesetzten gegenüber und schaltete einfach auf Durchzug. Im Moment hatte er ein paar Probleme zuviel am Hals, um sich auch noch mit seiner Chefin zu befassen. Er wusste natürlich, dass er mit seiner stoischen Ruhe Sybille Wächter erst recht zur Weißglut brachte. Aber letztendlich hatte sie noch kein Mittel dagegen gefunden und ließ ihn schließlich resigniert gehen.

Im Büro fand Kesselschmied nur Mirko Behringer und Sanders vor. Mirko hatte die Gelegenheit genutzt, sein Frühstück noch länger als üblich auszudehnen. Leonid Sanders hockte im Nebenzimmer über einem Bericht. Kesselschmied rief die beiden zur Besprechung. Keinen Streit dulden und für positive Arbeitsatmosphäre sorgen, nahm er sich vor.

„Tut mir leid, dass ich mich verspätet habe. Ich hatte ein kurzes Tete-a-tete mit Frau Wächter“, erklärte er seinen Mitarbeitern erst einmal.

„Ist das jetzt immer so?“, erkundigte sich Mirko prompt und ebenso prompt verfinsterte sich Sanders Miene noch mehr.

„Mirko, wo ist Jasmin? Schon unterwegs?“, lenkte Kesselschmied ab.

„Keine Ahnung“, erklärte der Angesprochene.

„Na gut“, meinte Kesselschmied und bemühte sich um einen munter kollegialen Tonfall. „Meine Herren, strengen Sie Ihre grauen Zellen an! Wie gehen wir im Fall Nowak weiter vor? Hat er Familie?“

„Nichts“, erwiderte Sanders. „Wir müssen an diesen Psychiater ran.“

„Wir könnten doch Nowak selbst unter Druck setzen“, schlug Mirko vor. „Schließlich geht’s um seinen Kopf. Vielleicht verrät er uns die anderen Namen.“

„Bestimmt nicht, wenn sie gegen ihn aussagen können“, spottete Sanders.

„Dann hätten wir immerhin einen Anhaltspunkt“, fand Mirko.

„Anhaltspunkte haben wir genug“, entgegnete der andere unwirsch. „Wir brauchen Fakten.“

„Wir haben `ne Personenbeschreibung über drei Ecken von `nem spurlos verschwundenen Penner und Ihre Vorbehalte gegen Psycho-

therapeuten und moderne Kunst“, konterte Mirko. „Sehr dicke, find ich das nicht.“

„Vor was haben Sie Angst?“, schoss Sanders zurück. „Mal jemandem auf die Zehen treten zu müssen?“

„Ich hab’s zumindest nicht nötig, dauernd irgendwen anzupissen, nur um zu beweisen, dass ich’s kann“, stänkerte sein Opfer.

Kesselschmied stand auf. „Das reicht!“, beendete er eisig den Schlagabtausch. „Ich bedauere, Sie gefragt zu haben, meine Herren. Mirko, Sie machen mit den Nacht-Clubs weiter, und Sie, Sanders, recherchieren, ob irgendetwas gegen diesen Lux vorliegt. Ich werde nach Baruth fahren.“

„Haben die eine Spur dort?“, wollte Mirko wissen. Sein Tonfall war vollkommen normal und friedlich. Keine Anzeichen von schlechtem Gewissen.

Kesselschmied schüttelte den Kopf. „Reine Routine. Ich kann die Kollegen nicht völlig alleine lassen.“

„Auf Wunsch der Drachenlady?“, erkundigte sich sein junger Mitarbeiter.

Er klang so verträglich, dass Kesselschmied unvorsichtig wurde. „Unter anderem, ja“, gestand er.

„Was möchte Frau Wächter genau?“, mischte sich Sanders ein.

„Das müssten Sie doch wissen“, höhnte Mirko.

„Mirko, verdammt!“, fuhr Kesselschmied ihn an. Der Gescholtene drehte den Kopf weg. Aber besonders schuldbewusst sah er immer noch nicht aus. Kesselschmied packte seine Sachen und knallte die Türe hinter sich zu. Sollten sich diese beiden Idioten doch den Kopf einschlagen. Vielleicht hatten die das ja einfach mal nötig!

In Baruth gab es wenig Neues. Die Witwe wirkte weltfremd wie eh und je, als er sie auf die unregelmäßigen Einzahlungen auf das Konto ihres Mannes hinwies.

„Vielleicht für die Sonntagsdienste“, schlug sie vor. Was Schwarzarbeit war, wusste sie offenbar nicht. Jegliche Andeutung, ihr Mann habe sie betrogen oder sich in übel beleumdeten Nacht-Clubs herumgetrieben, wies sie dagegen weit von sich.

Als Kesselschmied ihr zum wiederholten Male klarzumachen versuchte, dass ihr Mann dort zweifelsfrei gesehen worden war, meinte sie schließlich: „Vielleicht musste er mitgehen. Mit irgendwelchen

Geschäftsleuten. Aber er hat dort bestimmt nicht... Mein Uwe war nicht so einer. Mit so was hatte der nichts zu tun."

Kesselschmied war geneigt, ihr die Ahnungslosigkeit zu glauben. Sie wirkte absolut überzeugend als strohdummes Luxusweibchen. Sie war es vermutlich wirklich.

Irgendwann während des Gesprächs holte sich Ramona Friedrich ein Glas Wasser und schluckte zwei Pillen. Das Ganze machte auf Kesselschmied den Eindruck einer automatischen Geste. Die Witwe schien kaum zu bemerken, was sie tat. Sie reagierte auch nicht, als Kesselschmied nach der Packung griff. Es stand ein komplizierter Name drauf, aber im Grunde nahm Frau Friedrich Valium.

Sie bemerkte sein Interesse jetzt doch. „Das hat mir mal mein Arzt verschrieben. Weil ich doch immer so nervös bin“, erklärte sie entschuldigend. „Etwas ganz Leichtes, Pflanzliches.“

Als Kesselschmied sie darauf hinwies, dass ihre Kräuterpillen in Wahrheit ein starkes Beruhigungsmittel waren, stritt sie das wieder energisch ab. Also schaltete der Kommissar um:

„Hat ihr Mann diese Pillen auch genommen?“

„Ja, natürlich“, erwiderte sie daraufhin unbefangen. „Er hatte doch so viel Stress in Berlin. Da hab ich gesagt: Nimm das, es tut dir bestimmt gut.“

Kesselschmied verkniff sich eine weitere medizinische Aufklärung. Wenigstens war die Frage nach dem Valium geklärt. Uwe Friedrich hatte die verschwundene Packung wahrscheinlich in einer Tasche seiner ebenfalls verschwundenen Kleidung getragen.

Ziemlich resigniert fuhr Kesselschmied nach Berlin zurück. Unterwegs bekam er einen Anruf von Sebastian Lux. Der Psychiater ließ ihn mit bitter gekränkter Stimme wissen, er habe einen Patienten aus Nowaks Therapiegruppe, der bereit sei, auszusagen. Kesselschmied rief den Mann gleich an und vereinbarte ein Treffen auf den frühen Abend. Leider bekam er dann nur eine Bestätigung von Nowaks Alibi, die ihn nicht weiterbrachte. Wie konnte der verschwundene Charlie den Künstler so genau beschreiben, wenn dieser zur gleichen Zeit in Sebastian Lux Praxis gewesen war? ‚Wahrscheinlich hat Nowak einen geheim gehaltenen Zwillingbruder‘, dachte der Kommissar sarkastisch.

Ann-Sofie merkte beim Abendessen natürlich, wie miserabel die Stimmung ihres Angetrauten war.

„Ist der Fall so schlimm?“, erkundigte sie sich mitfühlend.

„Im Moment hege ich selber Mordpläne“, gestand Kesselschmied.

„Ich weiß bloß noch nicht, welchem von meinen Leuten ich zuerst den Hals umdrehe.“

Seine Frau reagierte mit Verblüffung. „Aber... Ich dachte, deine Assistenten... Normalerweise ...“

„Ja, normalerweise ist Jasmin eine kluge, junge Frau“, versetzte Kesselschmied bissig. „Normalerweise ist Mirko der Charme in Person. Aber im Moment spielen sie Krieg.“

„Und dieser Sanders?“, wollte Ann-Sofie sofort wissen. Die Bereitschaft, die unschuldigen, jungen Mitarbeiter ihres Gatten gegen den Todesschützen zu verteidigen, war ihr deutlich anzumerken. Sofie mochte besonders Mirko. Sie war seinem Charme verfallen, seit sie ihm das erste Mal begegnet war.

„Sanders hat nichts getan, was solche Attacken rechtfertigt“, stellte Kesselschmied klar, „auch wenn seine Umgangsformen jeder Kritik spotten. Das ist kein Grund, die Ermittlungen mit derartigem persönlichem Hickhack zu belasten.“

„Habt ihr denn noch keine Spur?“, erkundigte sich Sofie ablenkend.

Kesselschmied seufzte: „Nichts, wo ich das Gefühl habe, sie führt uns weiter. Natürlich könnte ich härter rangehen: An alle. An die Witwe, die Versicherung, die Nachtclubs, diesen Bildhauer und seine Therapiegruppe... Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass es etwas bringt. Ich war eben noch bei einem Klienten von diesem Lux, der freiwillig ausgesagt hat. Klang absolut überzeugend. Er hat richtig davon geschwärmt, wie gut es ihm täte, dass ein berühmter Mann wie der Nowak die gleichen Probleme hat.“

„Nowak?“, rief seine Frau aus. „Aber doch nicht Alexander Nowak?“

„Kennst du ihn?“, wollte Kesselschmied verblüfft wissen.

Sie nickte. „Er ist bei mir im Kurs.“

„Und?“

Sofie zögerte. „Tja, also weißt du, Heinrich: Du spottest ja immer über meine Verrückten. Aber dieser Nowak... Der ist wirklich komisch, dem möchte ich nicht im Mondschein begegnen. So... so zwanghaft, also... Da kann ich mir 'ne Menge dunkle Punkte vorstellen...“

Zwanghaft war Alexander Nowak dem Kommissar beim Verhör vorgestern Abend auch erschienen. Oder extrem nervös. Nowak hatte vor Erregung kaum ein Wort hervorgebracht und sich in eine hilflose, künstlich wirkende Empörung hineingesteigert. Kesselschmied war sich einen Moment fast schon sicher gewesen, seinen Mörder zu haben. Wenn der nicht mit einem so guten Alibi hätte aufwarten können...

„Ich würde wirklich gern wissen, was der für eine Therapie macht“, dachte Kesselschmied. Doch dann kam ihm plötzlich siedendheiß ein Gedanke. Er sprang auf. „Sind wir blöd!“, rief er aus. „Tut mir leid, Schatz! Ich muss noch mal weg.“

Es war wirklich nicht zu fassen. Da ließ er sich von diesen dummen Streits so gefangen nehmen, dass er nicht mehr auf die einfachsten Dinge kam. Wenn das so weiter ging, dann konnte ihn Sybille Wächter wirklich bald als völlig verkalkten, alten Deppen abtun, der dringend in den Ruhestand gehörte.

Aber die Jungen waren genauso vernagelt. „Um was geht's denn?“, erkundigte sich Mirko, als er Kesselschmied vor Sebastian Lux' Praxis traf.

„Wenn Sie Ihre Gedanken nicht ausschließlich auf den Kleinkrieg mit Sanders verschwenden würden, sollte Ihnen das eigentlich schon klar geworden sein“, versetzte Kesselschmied süffisant. Aber sein Mitarbeiter sah ihn verständnislos an.

„Therapiesitzungen sind meist wöchentlich“, klärte ihn Kesselschmied auf. „Bei Nowak wäre das donnerstags zwischen 21 und 23 Uhr. Verstanden?“

Mirko nickte. Er sah sogar etwas zerknirscht aus.

Kesselschmied blickte auf die Uhr. Vier Minuten nach elf. Drüben vor der Praxis ging das Außenlicht an.

Es erschienen zwei Frauen mittleren Alters, beide erkennbar nicht arm. Kesselschmied sprach sie an, während die eine ihr Auto aufschloss. Er stieß allerdings auf wenig Entgegenkommen.

„Also, das ist ja wirklich unglaublich“, empörte sich die Autobesitzerin. „Haben Sie uns hier etwa aufgelauert?“

„Bitte, nur eine kurze Frage“, versuchte Kesselschmied zu beruhigen. „Hat Herr Nowak am letzten Donnerstag an der Sitzung teilgenommen?“

„Ja, aber natürlich“, regte sich die andere auf. „Was glauben Sie denn... Da kann man nicht kommen und wegbleiben, wie man gerade lustig ist.“

Kesselschmied bekam wage mit, dass ein paar Parkplätze weiter, Mirko von einem Mann Ähnliches an den Kopf geworfen bekam. Nowak selber stand unter der hell erleuchteten Eingangstür der Praxis und redete fuchtelnd auf den Mann ein, den Kesselschmied vor wenigen Stunden bereits besucht hatte.

Der Kommissar fing den nächsten Klienten ab, der auf die Straße trat. Der Mann reagierte verblüfft, beantwortete die Frage dann aber ohne Zögern. Ja, Nowak sei da gewesen. Überhaupt lege Herr Lux Wert auf regelmäßiges Erscheinen.

Kesselschmied gelang es, von Alexander Nowak nicht gesehen zu werden. Dafür bekam der Therapeut die Befragung seiner Klienten mit und zitierte den Kommissar und seinen Assistenten zu sich in die Praxis.

„Also, diese Aktion, die Sie da eben veranstaltet haben...“, schimpfte er außer sich und fuchtelte beim Reden zwischen seinen Windspielen herum. „Ich fasse das nicht... Ich kann mir auch nicht vorstellen, dass so was legal ist. Ich hätte gute Lust, Sie anzuzeigen. Auch die Polizei darf ja wohl nicht alles.“

„Herr Lux“, versuchte Kesselschmied zu beruhigen. „Wir haben niemanden nach seinem Namen gefragt und auch nicht nach der Therapie. Sämtliche Persönlichkeitsinteressen ihrer Klienten sind völlig gewahrt geblieben.“

Er selber hatte drei Leute befragt, Mirko zwei. Wenn er richtig gezählt hatte, waren acht Personen aus der Praxis gekommen. Zog man Nowak selber ab und den Mann, der freiwillig ausgesagt hatte, blieb also nur noch ein Unbekannter. Doch Kesselschmied würde nicht nach ihm suchen. Nicht, nachdem alle anderen – empört oder nicht – Alexander Nowaks Alibi bestätigt hatten.

Während der Kommissar noch versuchte, den aufgebrachtsten Therapeuten zu beruhigen, stolchte Mirko ziellos durch die Praxis. Er blieb wieder vor der monströsen Plastik stehen.

„Ist das da von Nowak?“, fragte er.

Lux war verwirrt: „Äh, was ... Ja!“

Mirko schüttelte schauernd den Kopf. „Ich glaube, ich sollte Sanders Abbitte leisten“, murmelte er.

Als Kesselschmied heim kam, fand er Sofie schon im Bett. Sie lag auf dem Bauch und studierte eine Broschüre.

„Abend, Schatz!“, meinte Kesselschmied und küsste sie auf den Nacken.

„Schau dir das an“, forderte seine Geliebte auf. „Der Nowak hat mir mal so einen Prospekt von sich aufgedrängt. ‚Die Plastik Orgasm II‘, zitierte sie mit hohntriefender Stimme, „zeigt auf un-nachahmliche Weise die dem menschlichen Sein innewohnende Hinneigung zum Brutalem, Primitiven, das unter der Oberfläche der Zivilisation gerade in der geschlechtlichen Vereinigung mit elementarerer Wucht zu Tage zu treten pflegt.‘ Klingt schon ziemlich pervers, was?“

„Aber er kann nicht unser Mörder sein“, erwiderte Kesselschmied.

„Schade“, gab Ann-Sofie zurück.

IX.

Als Jasmin hungrig ins Büro kam, räumte Mirko gerade die Reste seines Frühstücks weg.

„Tut mir leid. Keine Aufbauhilfe Ost heute“, ließ er sie wissen.

„Du Arsch“, versetzte sie wenig freundlich.

Aus dem Nebenzimmer tauchte Sanders mit einer Akte in der Hand auf – gerade so, dass er den Wortwechsel mitbekam. Er blickte mit der üblichen Verachtung drein. Na, der musste ja auch nicht mit einem Becher Joghurt bis zum Mittag durchstehen. Aber vielleicht galt seine abschätzige Miene im Moment ja auch ihrer Herkunft. Jasmin kam eine Idee.

„Kleiner Scherz zwischen uns“, behauptete sie. „Er zieht mich immer mit dem Osten auf, weil er nur Rudolstadt an der Saale kennt. Ich behaupte dafür, er wär schwul, weil er mit einem Mann zusammenwohnt.“ Sanders sah noch eine Nuance verächtlicher drein. Entweder hatte er gar nichts kapiert oder ihm war sonnenklar, dass sie gerade versuchte, ihn zu verscheißern.

Auch Mirko schüttelte mit einer ironischen Grimasse den Kopf. „Si tacuisses“, meinte er, nahm seinen Mantel und verließ den Raum.

Jasmin hatte zwar Russisch statt Latein gelernt, aber dass ihr Versuch, die unbedachte Plapperei von letzter Woche wieder auszubügeln, gründlich daneben gegangen war, hatte sie doch verstanden. Sie verzog sich in ihr Büro. Dummerweise kam Sanders sofort nach und ließ sich ebenfalls an seinem Schreibtisch nieder.

„Wann kommt der Chef?“, erkundigte sie sich bei ihm. Aber ihr Kollege hob nur uninteressiert die Schultern. Klasse Arbeitsklima hatten sie da im Moment. Da wäre sie doch liebend gerne wieder bei einem netten Obdachlosen auf der Parkbank. Nicht mal Kaffee war gemacht.

Sie zog die oberste Schublade ihres Schreibtisches auf und suchte nach ihrer Nagelfeile.

Sanders registrierte mit Entsetzen, was seine Kollegin vorhatte. Er hasste nägelfeilende Frauen. Am liebsten hätte er ihr das Ding aus der Hand gerissen und in hohem Bogen zum Fenster rausgeworfen. Dabei war an den Fingern von diesem Modepüppchen bestimmt

nichts mehr in Form zu bringen. Er war sich sicher, dass Frauen dieses Gefeiile aus purer Provokation betrieben.

„Würde es Sie eigentlich stören, wenn ich rauche?“, erkundigte sich die Kunkel beiläufig und ohne den Blick von ihren Nägeln zu nehmen.

„Ja“, gab er zurück. Sie hielt jetzt doch einen Moment mit der Feilerei inne und sah ihn an. Sie hatte irritierend hellblaue Augen. Irgendwie passte das nicht zu ihren dunklen Haaren. So eine Art Schneewittchentyp mit blasser Haut und ein paar ganz hellen Sommersprossen auf der Nase. Je länger man sie anschaute, desto zarter wirkte sie plötzlich. Wahrscheinlich bekam sie damit jede Menge Männer rum. Die armen Schweine glaubten nach ein bisschen Guckerei, das Prinzesschen hinter der Powerfrau zu entdecken – und fielen gerade damit auf ihren allerkältesten Trick rein. Sanders war sich sicher, dass die Kunkel eine Frau war, die jegliche romantische Anwandlungen schon längst hinter sich hatte. Aber es gab genug Kollegen – besonders ältere – die den Hals verdrehten, wenn sie ihre morgendlichen Laufstegauftritte hinlegte. Schneewittchen mischt die Sieben Zwerge auf. Helm ab, Haare auf und dann in engem, schwarzem Leder mit Fluppe im Mund lässig die Gänge lang. Kaum war sie im Büro wurden die Haare wieder zusammengesteckt und die kurzen Röckchen rausgekramt.

Die Feilerei nervte ihn zusehends.

„Sind Sie nicht endlich fertig?“, fuhr er sie an.

„Nein“, erwiderte sie. Sie sah ihn wieder erst nach dem Wortwechsel an. Um die Wirkung zu überprüfen natürlich.

Kesselschmieds Eintreten rettete Sanders. Sie legte sofort die Feile weg, als ihr Chef in den Raum kam.

„Na, Jasmin, machen Sie sich fein für Ihre Freunde unter der Brücke?“, scherzte der Alte.

Sie schüttelte den Kopf. „Vergessen Sie’s! Das ist vorbei!“

Wenn Sie ehrlich war, dann ärgerte sich Jasmin Kunkel ziemlich über sich selber. Im Grunde hatte sie bereits am letzten Sonntag gemerkt, dass mit diesem Charlie etwas nicht stimmte. Eigentlich unverzeihlich, dass sie noch vier Tage stupide weitergemacht hatte, bevor die Erleuchtung kam.

„Passen Sie auf“, erklärte sie Ihrem Chef. „Donnerstagmittag hat es geregnet. Es war arschkalt. Und trotzdem setzt sich dieser Charlie angeblich zum Saufen an den Teltowkanal. Obwohl es am Wasser noch kälter ist und dort überhaupt keine Sitzgelegenheiten sind. Dabei trägt er nur einen dünnen Mantel.“

„Er wird einen Schlafplatz haben“, vermutete Sanders. „Fragen Sie mal beim Sozialamt...“

Na, der hatte Nerven! „Was glauben Sie, was ich in den letzten Tagen gemacht habe?“, fuhr sie ihn an. „Welches würden sie denn vorschlagen? Reinickendorf? Pankow? Lichtenberg? War ich überall.“

„Jasmin, weiter!“, mahnte ihr Chef ruhig.

Sie atmete durch. „Okay! Selbst wenn unser Charlie ein Pensionszimmer hätte... Auch die sind nicht so doll geheizt, dass sich Obdachlose freiwillig an die allerkältesten Stellen setzen. Die sind nicht romantisch, die sind pragmatisch. Außerdem würde er seine Sachen nicht im Zimmer lassen, weil die ihm sonst geklaut werden. Glauben Sie mir! Keiner von denen trennt sich von seiner Habe – wenn er nicht grade eine nette Polizistin zum Aufpassen hat. Aber Charlie hatte nichts dabei, wie er auf die Polizei gewartet hat. Dafür hat er den Kollegen eine erstklassige Anfahrtsbeschreibung mit allen Namen durchgegeben. Nicht ‚der Parkplatz, da am Wasser halt, wo sie nebendran Blumen verkaufen‘ oder so. Aber im Bezirk kennt ihn keiner. Und Zuguterletzt hatte er noch Gummistiefel an. Haben Sie schon mal einen Obdachlosen mit Gummistiefeln gesehen?“

Ihr Chef hatte verstanden. „Da hat uns also jemand einen gewaltigen Bären aufgebunden“, sagte er nachdenklich. „Aber wenn er unser Mörder wäre, dann hätte er wohl kaum die Polizei geholt.“

„Mitwisser“, schlug Jasmin vor. „Er hat geholfen, Friedrich zu beiseitigen, und sich dazu in seine Garten- und Heimwerkerklamotten geschmissen. Später, als er allein war, hat er versucht, zu retten, was noch zu retten ist. Wahrscheinlich hat er gemerkt, dass das Opfer noch nicht tot war.“

„Dann müsste ihm aber klar gewesen sein, dass Friedrich ihn hinterher belastet“, warf Sanders ein.

„Im Gegensatz zur organisierten Kriminalität sind die meisten unserer Mörder Anfänger“, hielt sie ihm vor. „Die machen so was das Erste mal. Da passieren noch viel unlogischere Dinge.“

Zu dritt hörten sie sich das Band mit dem Anruf noch einmal an. Charlie hatte sich zunächst hartnäckig geweigert, auf die Polizisten zu warten.

„Das finden Sie ganz einfach“, versicherte er mit einer hohen, aufgeregten Stimme. „Wenn Sie vom S-Bahnhof Lankwitz kommen, fahren Sie die Leonorenstraße entlang, bis sie an die Kreuzung Siemensstraße kommen. Da fahren Sie geradeaus drüber und kommen direkt auf die Hannemannbrücke. Danach biegen Sie gleich links ab und sind ‚Am Eichgarten‘. Vorne vor der Gärtnerei da haben sie ihn reingeworfen. Gegenüber ist so ein Jugendtreff. Albert-Schweitzer-Heim.“

Je länger der Anrufer redete, desto peinlicher wurde Jasmin das Ganze. Wie hatte sie den Mann jemals für einen Obdachlosen halten können! Er wäre der allererste seiner Zunft, der mit einem Stadtplan unterwegs war. Auch ihre beiden Kollegen schienen Ähnliches zu denken. Jetzt, wo alles klar war!

„Von wo, sagten Sie, hat der Mann angerufen?“, erkundigte sich Kesselschmied, als das Band endlich abgelaufen war.

„Am Eichgarten...“, setzte Jasmin an. Doch im nächsten Moment wurde ihr klar, worauf ihr Chef hinauswollte. Die Hintergrundgeräusche auf dem Band stammten eindeutig nicht von einer unbelebten Nebenstraße. „Oh, Scheiße“, stöhnte sie. „Der muss irgendwo an einer dicken Kreuzung gestanden haben.“ Ein zufälliger Zeuge hätte vielleicht die nächste Telefonzelle genommen. Ein Mitwisser dagegen wollte in so einer Situation bestimmt nicht von seinen Kumpels beim Telefonieren erwischt werden.

„Das hätten Sie doch merken müssen“, beschwerte sich Kollege Breschnew.

Na, der konnte sie mal! „Sie doch auch“, schnappte sie zurück. Denn entweder hatte er sich das Band überhaupt nicht angehört oder er war genauso begriffsstutzig gewesen. Beides ein dicker Fehler!

Der nächste Besuch galt der Spurensicherung. Doch denen waren keine Abdrücke von Gummistiefeln untergekommen. Die Apel zeigte sich äußerst zerknirscht, dass sie den obdachlosen Zeugen bei ihrer Tatort-Analyse völlig vergessen hatte. „Da denkste, dat is ejal, von wo der nu jekiekt hat“, schimpfte sie. „Und dann merkste plötzlich, der kann ja nich jekiekt haben.“

„Wie groß war denn das Gebiet, das ihr abgesucht habt?“, erkundigte sich Kesselschmied.

„Jroß jenug“, gab sie zurück und zeigte ihre Tatort-Skizzen. „Entweder war der ganz weit weg, oder jar nich da. Oder er war Jesus und is jeschwebt.“

„Also, Jesus würde ich mal zurückstellen“, erwiderte der Chef trocken. „Aber auch als Mitwisser muss er sich irgendwo aufgehalten haben. Er könnte natürlich im Auto geblieben sein.“

„Klingt doch logisch“, fand Jasmin. „Er war der Fahrer. Während seine beiden Kumpels den Kerl zum Kanal geschleift haben, ist er abgehauen und hat von der nächsten sicheren Telefonzelle aus die Polizei gerufen.“

„Warum ist er dann zurückgekommen?“, insistierte Breschnew.

„Braver, gesetzestreuer Bürger“, schlug sie vor. „Die Kollegen von der Zentrale haben ihm ja eindringlich klar gemacht, dass sie ihn brauchen.“

„Er ist in einen Mord verwickelt“, gab Sanders zurück.

„Er hat ihn jedenfalls nicht begangen“, erinnerte Jasmin. „Dazu hat er gar nicht die Statur.“ Es konnte eine Menge irrationaler Gründe geben, warum dieser Charlie zurückgekommen war. Vielleicht hatte er ja gehofft, Friedrich noch bergen zu können. Das würde vor Gericht zählen, aber für die Suche nach ihm war es irrelevant.

„Ist in dieser Therapie-Gruppe eigentlich jemand, auf den die zweite Täter-Beschreibung zutrifft?“, fragte Sanders plötzlich.

„Wieso das denn?“, erkundigte sich Jasmin verblüfft. „Ist doch klar, dass Charlie gelogen hat.“

„Aber diesen Nowak gibt es wirklich“, beharrte ihr unausstehlicher neuer Kollege. „Ich glaube kaum, dass das Zufall ist. Die Beschreibung passt haargenau und er wohnt in der fraglichen Gegend.“

„Wieso hab ich ihn dann eigentlich bei meiner Österreicher-Tour nicht gefunden?“, fiel Jasmin plötzlich ein.

„Er hat die deutsche Staatsbürgerschaft“, erklärte ihr Chef, um sich dann sofort an Sanders zu wenden. „Nowak hat ein Alibi. Eines, das von sieben Leuten bestätigt wird.“

„Dann steckt eben die ganze Gruppe mit drinnen“, behauptete Sanders ungerührt.

„Quatsch“, entfuhr es Jasmin. Kollege Breschnew schenkte ihr dafür einen sehr abschätzigen Blick.

Kesselschmied blieb ruhig. „Ihre Theorie?“, forderte er Sanders auf.

Der hob die Schultern. „Was weiß ich, was die da bei ihrer Therapie treiben? Vielleicht sind einige Spielchen zu weit gegangen. Und plötzlich liegt einer da und scheint tot zu sein.“

„Eine größere Orgie mit Sex und viel Alkohol?“, fragte Kesselschmied nach. Es war seiner Stimme nicht anzuhören, für wie absurd er Sanders These hielt.

Der hob nur gelangweilt die Schultern. „Warum nicht?“

„Dann müssten sowohl Charlie wie der Osteuropäer mit den großen Füßen ebenfalls zu dieser Gruppe gehören“, gab Kesselschmied zu Bedenken.

„Das sollten wir überprüfen“, fand Breschnew ungerührt.

„Wir haben die Mitglieder der Gruppe schon befragt“, erinnerte Kesselschmied.

„Alle?“, erkundigte sich sein Quälgeist wie aus der Pistole geschossen.

Jasmin merkte, wie ihr Chef unsicher wurde. Breschnew registrierte das Zögern natürlich auch. Auf seinem Gesicht zeigte sich ein Hauch von Genugtuung.

„Alle bis auf einen“, gab Kesselschmied schließlich zu. „Aber der kann nicht gleichzeitig Charlie und der Osteuropäer sein.“

„Woher wissen Sie, dass es nicht noch mehr gibt?“, beharrte Breschnew dickköpfig.

„Wo liegt denn die Praxis?“, versuchte Jasmin ihrem Chef zur Hilfe zu kommen, obwohl sie die lächerliche These von der Orgie beim Therapeuten eigentlich keiner weiteren Erwähnung wert hielt.

„Südliches Zehlendorf“, gab Kesselschmied zur Antwort.

„Also, da würde ich mit einer Leiche im Kofferraum eher in den Düppeler Forst fahren als Richtung Stadtmitte“, fand Jasmin. „Insbesondere, wenn ich besoffen bin.“

Sanders sah verärgert aus. „Wir sollten die Gruppe noch mal überprüfen“, beharrte er.

„Wenn die Aussage dieses Charlie irgendwelche Hinweise in diese Richtung ergibt“, erklärte Kesselschmied entschieden.

„Es bleibt also wie gehabt?“, vergewisserte sich Jasmin. „Wir müssen ihn finden? Und mein besinnliches Adventswochenende kann ich abschreiben?“

Ihr Chef grinste nur. Er wusste natürlich genau, dass sie sich weder aus Besinnlichkeit noch aus Advent was machte.

„Stärken wir uns erst einmal“, schlug er vor. „Und dann gehen wir auf die Suche. Vielleicht haben wir ja Glück und treiben ihn heute Nachmittag noch auf.“

Die Kantine war schon ziemlich leer. Doch kaum hatten sich Jasmin, Kesselschmied und Sanders gesetzt, da segelte plötzlich eine der Sekretärinnen – bei Jasmin und Mirko lief sie unter dem Namen „Frau Muntermann“ – mit vollem Tablett auf ihren Tisch zu.

„Ach, das ist ja schön, dass ich noch Gesellschaft finde“, flötete sie. „Ich dachte schon, ich bin die letzte. Es war unglaublich viel zu tun heute. Und Sie? Dieser Tote im Kanal, nicht? Furchtbar! Aber Sie haben ja jetzt Verstärkung! Schon gut eingelebt, Herr Sanders? Sie haben ja auch wirklich Glück. Bei unserem Herrn Kesselschmied, da haben sich noch alle wohl gefühlt. Und dann noch zwei so nette, junge Kollegen.“ Jasmin verkniff sich nur schwer ihr Grinsen. Sphinx oder nicht! In den Augen ihres neuen Bürogenossen stand inzwischen nur mühsam gezügelte Wut. Die Muntermann war aber auch für deutlichere Missfallensäußerungen blind. „Aber das mit ihrem Bein ist wirklich Pech“, schwatzte sie unverdrossen weiter. „Skiunfall, nicht wahr? Ja, da passiert so leicht was. Meine Tochter fährt ja auch. Aber für mich ist das nichts.“ Breschnew sah inzwischen aus, als wolle er der guten Seele gleich den Hals umdrehen. Dann erschien auch noch Mirko, der erklärte Liebling aller Sekretärinnen. „Lassen Sie sich’s nur schmecken“, wünschte ihm die Muntermann. „Ich darf ja nicht. Sonst wird’s im Sommer nichts mit dem Strandurlaub.“

„Versuchen Sie es doch mal mit der Kunkel-Diät“, schlug Mirko mit vollem Mund vor. „Sie essen nichts. Außer dem, was sie von anderen schnorren können.“ Und das, wo er sie heute Morgen hatte hungern lassen! Jasmin rächte sich mit einem gepfefferten Schlag in die Rippen.

„Ja, ja, was sich liebt...“, strahlte prompt die Muntermann. „Ich sag’s immer: Irgendwann wird aus ihnen beiden doch noch ein Paar.“

„Frau Klein, ihre Intuition in allen Ehren“, gab Mirko gelassen zurück, „aber bei Jasmin hab ich schon lang verschissen. Seit ich nicht mehr rauche, sind ihre Lebenshaltungskosten auf das Doppelte

gestiegen. Das verzeiht sie mir in hundert Jahren nicht.“ In Wahrheit hatte er ihr gar nicht die Zeit gelassen, sich an das Zigaretten-Schnorren bei ihm zu gewöhnen. Keine drei Wochen in Berlin hatte er sich in Andi verliebt und dann war's plötzlich aus gewesen mit den Glimmstängeln. Jasmin hatte schon öfters festgestellt, dass gerade sonst sehr tolerante Menschen unerbittlich wurden, wenn's ums Rauchen ging.

Dafür nutzte sie Mirkos Geschäcker mit der Muntermann, ihm einige Pommes vom Teller zu rauben. Leider hatte er verdammt gute Reflexe. Er schlug ihr mit der Gabel auf die Finger, noch bevor sie die Beute in Sicherheit bringen konnte.

„Au“, schrie sie.

„Heute nicht“, erklärte ihr Kollege ungerührt. „Nicht nach diesen Tätlichkeiten eben.“

Als wenn ein harmloser kleiner Rippenpuffer mit diesem gemeinen Schlag auf die Fingerknöchel zu vergleichen wäre! Jasmin kam wieder mal zu der Überzeugung, dass Männer ebenso wehleidig wie brutal waren.

„Mirko, es gibt Neuigkeiten über Charlie“, erklärte Kesselschmied.

„Charlie?“, mischte sich die unverwüstliche Muntermann ein. „Da hat doch neulich jemand... Moment mal! Ja, ich glaube, es war dieser nette junge Mann vom Revier in der Gallwitzallee. Sie wissen schon, in Lankwitz draußen. Also der war vorgestern hier und hat erzählt, da wär ein unglaublich verdreckter Obdachloser mit tausend Tüten reingekommen. Gestunken wie ein Iltis natürlich. Er hätte Charlie gesehen, hat er immer wieder gesagt. Sie haben richtig handgreiflich werden müssen, um ihn loszuwerden.“

Jasmin starrte sie mit offenem Mund an. „Ich fass es nicht, ich fass es nicht. Frau Klein, wie heißt dieser Kerl?“

„Charlie.“

„Der Beamte!“

Die Muntermann kannte jeden Polizisten, der sich schon mal ins LKA verirrt hatte. „Schön. Hubert Schön.“

Jasmin holte ihr Handy aus der Tasche. Sie hatte Glück. Schön war im Revier. Natürlich versuchte er sich rauszureden, aber sie lies ihn nicht zu Wort kommen. „Ach hören Sie doch auf mit dem Scheiß“, brüllte sie zunehmend lauter ins Telefon. „Wenn ein Obdachloser freiwillig zur Polizei geht, dann hat das auch einen Grund.“

Da hab ich kein Verständnis dafür, wenn man da nicht mal eine Nachfrage an die Zentrale schickt. Bei ihnen um die Ecke in der Bezirksdirektion hätten sie auch Bescheid gewusst. Ich bin in einer halben Stunde bei ihnen. Bis dahin haben Sie sich gefälligst erinnert, welche Augenfarbe der Mann hatte und wie oft seine Socken gestopft waren, klar?“

Immerhin hat Schneewittchen wieder etwas Bewegung in den Fall gebracht, dachte Sanders, während seine Kollegin noch in ihr Handy schimpfte. Natürlich hätte sie früher drauf kommen können, dass der angebliche Obdachlose nicht echt war. Es hätten alle früher drauf kommen können. Er auch. Gleich am Anfang. Aber Sanders fühlte sich erschreckend schwach. Nicht nur wegen diesem Apparat an seinem Bein, der ihn zur Hilflosigkeit verdammt. Ihm fiel auch nicht viel zu dem Fall ein. Schlimmer noch, im Grunde interessierte es ihn gar nicht, wer diesen Erpresser umgebracht hatte. Ihn, dem sie oft genug schon Fanatismus vorgeworfen hatten, ließ sein aktueller Fall vollkommen kalt. Aller Biss, alle Energie verloren gegangen. Gerade, dass er sich noch ärgerte, weil Kesselschmied die Witwe oder diesen Therapeuten mit Samthandschuhen anfasste...

Das durfte nicht sein. Nicht einmal angesichts eines solchen Vorgesetzten und dieser beiden grünen Assistenten. Nein, gerade wegen solch unfähiger Kollegen nicht. Wenn er nur diesen Stiefel los wäre und wieder richtig arbeiten könnte! Doch der Arzt hatte ihm prophezeit, dass ihm ohne dieses Ding mit Sicherheit Totalriss und Operation blühten.

Nachdem die alte Schreckschraube glücklich das Weite gesucht hatte, beauftragte Kesselschmied Mirko Behringer, rund um den Luther-Kirchhof nach Charlie zu suchen.

„Er kann überall wohnen“, warf Sanders beinahe automatisch ein.

„Er hat von einer großen Kreuzung aus telefoniert“, korrigierte Kesselschmied. „Vermutlich hat er also das Auto gefahren. Damit stehen die Chancen gut, dass er der Besitzer ist und der Mord auch in seiner Wohnung stattgefunden hat. Außerdem wurde unser Charlie von diesem Obdachlosen in Lankwitz gesehen.“

Stimmte natürlich! Sanders ärgerte sich bereits über seinen unüberlegten Einwand.

„Wir haben sein Bild. Wie wäre es mit öffentlicher Fahndung?“, fragte er stattdessen.

„Ich teile den Tätern ungern mit, dass es Zeugen gibt“, wehrte Kesselschmied ab.

„Er hat mitgemacht. Sie kennen ihn sowieso“, beharrte Sanders.

„Aber sie wissen noch nicht, dass wir ihn im Visier haben und er zum Verräter werden könnte“, erinnerte ihn sein Chef. „Im Mittelpunkt unserer Tätigkeit steht schließlich nicht die Bestrafung des Täters, sondern die Verhinderung neuer Delikte.“

Sanders hätte dem Alten jetzt gerne so richtig eine vor den Latz geknallt. Gegenüber dem Behringer oder der Kunkel hätte sich Kesselschmied solche Belehrungen sicher verkniffen. Auch wenn die noch viel unüberlegtere Sachen sagten.

Als die beiden Assistenten abgezogen waren, hockte Sanders plötzlich alleine mit Kesselschmied in der nun völlig leeren Kantine. Hinter den Kulissen lärmte der Spültrupp. Sanders schwante Übles. Er kannte diese „Da sollten wir mal drüber reden“- Miene. Er kannte sie, und er hasste sie.

„Ich bin mir durchaus im Klaren, dass die Situation für Sie im Moment sehr unbefriedigend ist“, versuchte sein neuer Chef auf Verständnis zu machen. „Aber es hat doch wohl wenig Sinn, wenn Sie mit Ihrem Bein losziehen. Vielleicht haben Sie ja selber einen Vorschlag, wie Sie Ihre Zeit sinnvoller nutzen können.“

„Es ist alles in Ordnung“, wehrte Sanders ab.

„Den Eindruck habe ich nicht“, beharrte Kesselschmied.

Nun gut, wenn er unbedingt wollte! „Die Probleme sind wohl eher grundsätzlicher Natur“, ließ er den Alten also wissen. „Ich finde Ihre Art der Ermittlung ziemlich lasch und unentschlossen.“

Der Kommissar wirkte nicht allzu getroffen. Eher amüsiert.

„Wir sind hier nicht beim Drogenhandel oder anderen gut organisierten Verbrechen“, gab er zurück. „Wir dürfen nicht davon ausgehen, dass jeder Beteiligte Dreck am Stecken hat. Im Gegenteil, wir können die Opfer durch unsere Ermittlungen sehr leicht zusätzlich verletzen.“

„Das meine ich nicht“, wiegelte Sanders schnell ab. Das würde ihm noch fehlen. Mit Kesselschmied auf Betroffenheit machen. Sein

neuer Vorgesetzter hatte schon diesen feuchten Blick. „Ich verstehe nicht, wie Sie je einen Fall lösen – mit einem Kerl, der zu zimperlich ist, mal in den Puff zu gehen, und einer Frau, die ihren größten Eifer beim Nägelfeilen zeigt.“ Irgendwie wünschte sich Sanders, er hätte sich auf die Diskussion gar nicht erst eingelassen. Kesselschmied würde ihm jetzt zweifellos vorhalten, dass Schneewittchen eine Woche lang mit allen Pennern von Steglitz auf der Parkbank verbracht hatte und Behringer doch in den Puffs gewesen war. Den gestrigen Tag hatte der Kerl allerdings mit absurden Telefongesprächen verbracht. Hatte sich als Journalist ausgegeben und behauptet, eine Reportage über Alexander Nowak zu machen. Nowak, als Trendsetter, in welchen Clubs er verkehre und so weiter... Sanders fragte sich, ob Kesselschmied wohl von diesen Tricks wusste. Aber er wollte ihn nicht fragen. Es hätte zu sehr nach Petzen gerochen und am Ende fand sein neuer Vorgesetzter die Idee seines kleinen Lieblings auch noch piffig. Sanders nahm an, dass es der Ehrenkodex des liberalen Bürgertums war, der Kesselschmied Mirko Behringer so kritiklos verteidigen ließ. Immer auf der Seite von Minderheiten. Ohne zu fragen, ob es gut tat. Sanders war es scheißegal, mit wem Behringer ins Bett stieg. Ob Männchen, Weibchen oder Kaninchen. Er verstand Homosexualität nur nicht. Er konnte sich nicht vorstellen, dass so was wirklich angeboren war. Für ihn waren das hauptsächlich Kerle, die lieber einen starken Beschützer suchten, anstatt für eine Frau verantwortlich zu sein. Aber es war ihm auch schnuppe! Es störte ihn bloß, mit einem Kollegen arbeiten zu müssen, der sich überall nur durchmogelte.

Doch den Alten schienen die Vorwürfe gegen seine Mitarbeiter gar nicht anzufechten. „Bei alledem liegt – wie unsere Vorgesetzte Sybille Wächter es auf ihre unnachahmlich charmante Art ausgedrückt hat – unsere Aufklärungsquote durchaus im Rahmen“, erklärte er mit einem ungerührt väterlichem Lächeln.

„Wissen Sie, wie Ihre Einheit hinter Ihrem Rücken genannt wird?“, platzte Sanders unbeherrscht raus. „Onkel Ricks Kuscheltrupp.“

„Das stammt von Mirko“, ließ ihn Kesselschmied wissen und machte seinen neuen Kollegen damit wirklich sprachlos. Sanders ließ sich eigentlich nicht leicht matt setzen, aber er hatte auch noch nie einen so felsenfesten Phlegmatismus erlebt.

„Ich hab ab morgen einen Wagen mit Automatik-Schaltung“, erklärte er eisig. „Sie können mich dann entsprechend einsetzen.“ Damit stand er auf, sortierte seine Krücken und verließ die Kantine.

Auf dem Weg ins Büro begegneten ihm natürlich prompt wieder zwei Idioten, die messerscharf von einer skistiefelähnlichen Bein-schiene auf einen Unfall beim Wintersport schlossen. Sanders fand alles, was mit Skifahren zu tun hatte, abstoßend: Der Aufwand, die Notwendigkeit, einen unnatürlichen Bewegungsablauf zu lernen, das Outfit und vor allem das Rumgetue derer, die diesen Quatsch betrieben. Skifahren war etwas für Südwest-Snobs. Aber die schien es unter den Kollegen bei Mord weit reichlicher zu geben als im Rauschgift.

Als Sanders glücklich sein Büro erreicht hatte, fiel ihm auf, dass er keine Ahnung hatte, was er nun arbeiten sollte. Aber er ging nicht zurück. Kesselschmied hatte ihm gestern den Auftrag gegeben, Erkundungen über Nowak und Lux einzuziehen. Damit würde er weiter machen. Denn in einem war er sich ganz sicher: Die frappante Ähnlichkeit von Nowak mit der Täterbeschreibung konnte kein Zufall sein.

Kesselschmied war nicht zufrieden mit dem Gespräch. Aber er betrachtete es als Fortschritt, dass mal ein paar offene Worte gefallen waren. Sollte Sanders ruhig für heute heimgehen. Immerhin stand dem Team ein zweites Arbeits-Wochenende bevor.

Der Kommissar entschied sich für einen kleinen Spaziergang am Landwehrkanal, um nachzudenken. Allem Anschein nach hatten sich vier Leute in der Wohnung in Lankwitz oder Marienfelde aufgehalten. Uwe Friedrich, Charlie und zwei weitere Personen, deren Spuren sie an der Ufer-Böschung gefunden hatten. Den Schuhabdrücken nach alles Männer. Aber wozu hatten sie sich getroffen? Weder Sex noch Erpressung wollten da so richtig ins Bild passen. Aber vielleicht stammten Friedrichs Gelder ja gar nicht daher. Angenommen, er hatte sich in andere krumme Geschäfte verwickeln lassen: Drogenschmuggel vielleicht oder Hehlerei. Friedrich konnte in den Nacht-Clubs auch auf eine Lieferung gewartet haben. Warum sollte er sich nicht am Mordabend die Zeit mit einer schnellen Nummer

verkürzt haben? Anschließend war er nach Lankwitz gefahren, hatte unterwegs noch schnell etwas gegessen und war in einer unauffälligen Wohnung mit Geschäftspartnern oder Kunden zusammengetroffen. Und irgendetwas war dabei schief gelaufen...

Kesselschmied brach seinen Spaziergang ab und machte sich auf den Weg zu den Kollegen von der Organisierten Kriminalität und dem Rauschgift.

Am Abend kannte der Kommissar alle Hinweise und Indizien, die den Kollegen über die drei Nacht-Clubs vorlagen, in denen Friedrich gesehen worden war. Natürlich standen die Einrichtungen im Verdacht, neben Prostitution auch noch mit Drogenhandel und Menschenschmuggel zu tun zu haben. Aber konkrete Anhaltspunkte gab es bisher nicht. Verbindungen nach Lankwitz oder Marienfelde waren den Kollegen schon gar nicht bekannt. Seine beste Spur, so überlegte Kesselschmied, war immer noch dieser Charlie. Ihn mussten sie unbedingt finden, das war und blieb die Konstante in diesem ganzen verwickelten Fall.

Doch seine Mitarbeiter hatten keine Erfolgsmeldungen für Kesselschmied. Weder hatte Mirko Charlie auftreiben können, noch Jasmin den Obdachlosen, der ihn angeblich gesehen hatte.

„Tja, dann haben wir keine Wahl, als auch den Samstag dafür zu opfern“, meinte Kesselschmied. „Tut mir leid!“ Da er Jasmin und Mikro alleine im Büro hatte, nutzte er die Gelegenheit, um ein ernstes Wort über den laufenden Kleinkrieg zu verlieren. „So kann das nicht weitergehen“, schloss er. „Sie haben sich mit unserem Fall zu befassen und nicht nur mit Sanders.“

Jasmin wirkte genervt und ausgelaugt. Kesselschmied hatte das Gefühl, dass sie ihm gar nicht richtig zuhörte. Mirko dagegen war sofort auf hundertachtzig.

„Warum hat er sich nicht krankschreiben lassen, verdammt noch mal?“, schimpfte er. „Jetzt langweilt er sich und geht den anderen damit auf den Keks. erinnert mich stark an meinen Neffen. Aber der ist dreieinhalb.“

„Sie provozieren ihn doch, wo es nur geht“, hielt ihm Kesselschmied vor. „Allein diese Verschworene-Freunde-Tour, die sie beide plötzlich abziehen.“

„Toll“, versetzte Mirko bissig. „Ich soll nicht mehr nett zu meinen Kollegen sein, nur weil dieser Sanders so `ne soziale Niete ist, dass er nicht mal wissen darf, dass andere Menschen durchaus in der Lage sind, Freunde zu haben.“

Im Moment war mit ihm wohl nicht zu reden. Dann musste es eben auf die autoritäre Tour gehen. Disziplin gehörte nicht zu Mirko Behringers starken Seiten. „Ich habe nicht vor, mit Ihnen über die soziale Kompetenz von irgendwem zu diskutieren“, entgegnete Kesselschmied kalt. „Wir haben einen Mörder zu finden. Ich erwarte, dass jedwede private Querele dem untergeordnet wird.“

„Und wir sollen die Vernünftigen sein, weil man mit uns einfacher reden kann als mit Sanders, was?“, motzte Mirko.

Kesselschmied fiel ihm rigoros ins Wort. „Ich sage Sanders, was ich für richtig halte und wann ich es für richtig halte, verstanden?“

„Würde Breschnew dich eigentlich reizen?“, erkundigte sich Jasmin hinterher bei Mirko. „Sexuell, meine ich?“

Der überlegte. Klar, der neue Kollege hatte schon eine intensiv männliche Ausstrahlung. Und Mirko stand auf Männlichkeit. Jedes Getue und jede Andeutung von Tuntigkeit waren absolute Erotikkiller für ihn. Aber Breschnew? Irgendwie langweilig. Weil's bei ihm gar keinen Kontrast dazu gab. Der konnte doch gar nicht anders, sondern musste so zwanghaft den Macker geben, wie ein Pawlow-scher Hund geiferte. Mirko verspürte eigentlich nur aggressive Gefühle seinem neuen Kollegen gegenüber.

„Ich denke, es hätte was von klein kriegen wollen, den Macho knacken.“

Jasmin grinste. „Meinst du, das steht in unserer Macht?“

„Ich denke, wir sollten es nicht versuchen“, gab er pragmatisch zurück.